

Ausgegeben den 13. Januar 1892.

Baltische Monatsschrift.

ENSV
Riiki
Raamatukogu

XXXIX. Band.

1. Heft.

Inhalt.

	Seite
Aus den Tagebüchern des Grafen F. A. Salujew	1
Der Prinz von Somburg und seine Beziehungen zu Aurland. Von H. Seraphim	18
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders (L. v. Schroeder)	32
Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren. Von Dr. J. Lembte	41
Die Angekannten. Aus dem Französischen der Alice de Chambrier, übersetzt von F. v. D.	57
Miscellen. Zum neuen Jahre. (N. C.)	58
(Dr. Nicolai Bulow, 40 Jahre in Rußland.) (Gotthard v. Hansen)	60
Litländische Correspondenz	64
Bücherschau. (40 Lieder von einem Deutschen.) (H. D.)	71

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Tiedeböhl
in Riga, Weidendamm Nr. 8, zu richten.



Abonnements-Einladung.

Um Störungen in der regelmäßigen Zusendung der Hefte zu vermeiden, werden die geehrten Leser der

„Baltischen Monatschrift“

gebeten, das Abonnement für den Jahrgang 1892 möglichst bald zu erneuern.

Der Abonnementspreis beträgt 6 Rbl. 50 Kop., mit Zustellung durch die Post 7 Rbl. 50 Kop. für den Jahrgang.

Abonnements

nehmen sämtliche Buchhandlungen entgegen.





Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew.

* * * Der am 27. Januar 1889 verstorbene ehemalige Minister des Inneren und der Reichsdomänen, sowie Präsident des Ministercomités, Staatssecretär Graf Peter Alexandrowitsch Walujew hat bekanntlich mehr als ein Decennium hindurch in amtlicher Stellung in den baltischen Provinzen gelebt. Auf besonderen Wunsch Kaiser Nikolaus' wurde Walujew, der vorher Beamter der kaiserlichen Kanzlei gewesen war und über zwei Jahre lang unter dem Statthalter Fürsten Paskiewitsch in Warschau gearbeitet hatte, im Jahre 1845 dem baltischen Generalgouverneur, General Golowin, attachirt, in der Hoffnung, daß der junge Beamte durch seine Fähigkeiten wie durch seine Zuverlässigkeit überaus nützlich sein werde. Wie sich diese Hoffnung erfüllte, ist u. A. gelegentlich des Heimganges Walujews in der „Balt. Monatschrift“ und an anderen Stellen angedeutet worden. Eigene Aufzeichnungen Walujews über diese Periode seiner staatlichen Wirksamkeit sind im vorigen Jahre erst bekannt geworden.

Unmittelbar nach dem Tode Walujews wurde mit Sicherheit gemeldet, daß der Staatsmann, der während der Regierung Kaiser Alexanders II. so großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeübt, wichtige Memoiren hinterlassen habe, deren Veröffentlichung indessen für eine spätere Zeit vorbehalten sei. Außerdem war schon früher bekannt geworden, daß Walujew Aufzeichnungen über die Erlebnisse des Tages jahrelang für sich geführt hatte, von denen es hieß, daß sie gleichfalls für längere Zeit der Deffentlichkeit vorenthalten werden würden. Nun aber bereitete uns die in Petersburg erscheinende historische Monatschrift „Russkaja Starina“ (1891 April bis November), herausgegeben von M. Sjemewski, eine Ueberraschung, indem sie Tagebuchblätter des Grafen Walujew veröffentlichte. „Zu Beginn der achtziger Jahre“ — so bemerkt die Redaction der genannten Zeitschrift —

„übergab uns der verstorbene Graf P. A. Walujew in Abschriften Auszüge aus seinen während der Jahre 1847—60 geführten Tagebüchern. Wie die Leser weiter ersehen werden, war Graf Walujew schon 1847 mit seinem Tagebuche unzufrieden. In den letzten Jahren hat der Graf einen bedeutenden Theil seines früheren Tagebuchs der Vernichtung preisgegeben. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Originalhandschrift desselben zu sehen, welche in Bänden nicht sehr großen Quartformats bestand. Ausgerissen und verbrannt hatte Graf Walujew nicht nur die den Eingang bildenden Blätter (1845—46), sondern auch viele Bogen aus dem gesammten übrigen ersten Theile des Tagebuchs, d. i. bis 1861.“

Das Tagebuch Walujews beginnt mit folgender Aufzeichnung: „Steinsee (Kurland, 15 Werst von Kalkuhnen), 20. Juni 1847. Mehr als sechs Monate sind seit der Zeit vergangen, wo die vorhergehenden Zeilen niedergeschrieben wurden. Es hat sich nichts der Aufzeichnung Werthes ereignet. Ueber mich selbst kann ich nur bemerken, daß diese sechs Monate für mich ziemlich monoton waren. Aber ich machte die Erfahrung, daß solche einförmig verlaufende Tage bedeutend wohlthätiger wirken, als viele andere von mir durchlebte, Dank Demjenigen, dessen Gnade mir eine Reihe heiterer und ruhiger Tage nach langwieriger und schwerer Krankheit sandte und der mir beschieden hat, ein halbes Jahr ohne neues Unglück und neuen Kummer zu verleben.“

Riga, 1. November 1847. In der von mir unternommenen livländischen, zeitgenössischen Chronik eine neue Lücke, und zwar eine Lücke von einem Jahre! Meine früheren Aufzeichnungen aufs Neue lesend, halte ich es für meine Pflicht, allem Nachfolgenden einige entschuldigende Erklärungen voranzuschicken. Ich bekenne, daß nicht nur in dem von mir Niedergeschriebenen, sondern auch in meinen Gedanken nicht die entsprechende Folgerichtigkeit wahrzunehmen ist. Vieles ist oberflächlich, vieles einseitig beurtheilt worden, bei vielen Dingen finde ich gewisse überflüssige Vorbehalte, gleichsam als ob dieselben durch stille Vorwürfe des Verstandes über die Unreife oder nicht ausreichende Motivirung meiner Ansichten erzwungen worden. Die Verschiedenartigkeit der Umstände und der Ereignisse spiegelt sich allzu sehr in den von mir ausgesprochenen Ansichten wieder. Obgleich ich mich einigermaßen rechtfertigen kann, erstens damit, daß ich die Dinge mehr betrachtet habe en homme, occupé d'affaires personnelles wie en homme, occupé d'affaires publiques, dann aber damit, daß die Dinge zusammenhanglos oder flüchtig vorübergingen, immerhin aber hätte von Zeit zu Zeit etwas kühlerer Verstand bei der Beurtheilung augenblicklicher Einbrücke vorwalten müssen. So war z. B. gegen Ende des Jahres 1845 keine solche Wichtigkeit den Persönlichkeiten Dpotschinins und des Grafen

Tolstoi beizulegen; zu Anfang 1846 war nicht Hrn. G—n nachzusprechen, daß die Deutschen zu Grunde gingen, und gegen Schluß desselben Jahres war die Angelegenheit betr. die Kirchenconvente nicht für eine wichtige zu halten.“

Wir bemerken hiezu, daß der Flügeladjutant Obrist Dpotschinin im Jahre 1845 zur Veranstaltung von Untersuchungen gegen die „Verbreiter lügnerischer Gerüchte“ nach Livland abcommandirt wurde, während Graf Dmitri Nikolajewitsch Tolstoi (ein Vetter des nachmaligen Ministers des Inneren) als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur Golowin angestellt war. Tolstoi, der im März 1884 im Alter von 78 Jahren starb, hat bekanntlich ein f. Z. vom „Russki Archiv“ veröffentlichtes Tagebuch über seinen Aufenthalt in Riga hinterlassen, in welchem auch wiederholt Dpotschinins Erwähnung geschieht, dessen Ansichten als „unrichtig“ und, wie es scheint, „gewissenlos“ bezeichnet werden. Dpotschinin sei von der Ansicht ausgegangen, keinerlei Rechte zu verletzen, aber erforderlichenfalls dann und wann zu außergesetzlichen Maßnahmen zu greifen. So sei er u. A. dafür gewesen, die über ganz Livland zerstreuten Uebergetretenen auf den Kronsgütern anzusiedeln. Im Januar 1846 wurde Dpotschinin seiner livländischen Mission entbunden.

5. November. Die italienischen Componisten schöpfen ihre Töne aus einem Meere von Gefühlen, aber um eine deutsche Oper zu verstehen, dazu reicht Gehör und Herz nicht aus, geistige Arbeit ist dazu erforderlich. Mir scheint es immer, daß die deutschen Lyriker künstlich und absichtlich überlegen, um eine Stimmung so zum Ausdruck zu bringen, daß man sie nicht so bald erkennt. Sie schreiben ihre Opern für Wenige. Das ist nicht zu rechtfertigen. Symphonien, Quartette zc. schreibt, wie ihr wollt und für wen ihr wollt, das Theater aber ist für die Massen und nicht für Wenige geschaffen. Daher muß auch die lyrische Musik für die Massen und nicht ausschließlich für Kenner des Generalbasses geschrieben werden.

7. November. Etwas bereits Erfundenes zu erfinden, ist eine recht überflüssige Arbeit, indessen scheinen die Slavophilen hierzu einigermassen geeignet zu sein.

9. November. Unlängst fanden in Palermo lärmvolle Unordnungen während einer Theatervorstellung statt. Das Publicum äußerte seine Unzufriedenheit über den Director, weil dieser für die ersten Fächer ungeeignete Kräfte engagirt hatte. Die Direction führte bei der Obrigkeit Beschwerde und überreichte zugleich ein von der Polizei beglaubigtes Verzeichniß der Unruhestifter. Luogotenente duca di Majo sah das Verzeichniß durch, fügte seinen eigenen Namen denen der Unruhestifter hinzu und veranlaßte die Direction, für bessere Auswahl der Schauspielertruppe Sorge zu tragen. Eine sehr interessante Unterscheidung zwischen nicht politischen und politischen Unruhen.

10. November. Geburtstag des alten Fölkersahm¹. Schnell eilt die Zeit dahin und schnell verändern sich, oder, besser gesagt, werden die Dinge verändert. Für ihn haben seit dem 10. November vorigen Jahres alle Bedingungen des äußeren Lebens sich geändert. Für mich können drei zehnte November als Ueberschriften über verschiedene Momente des Lebens dienen. Im Jahre 1845 war ich noch ein Neuling in diesem Lande, reiste in religiösen Angelegenheiten umher und namentlich zum 10. November konnte ich mich nur knapp aus der Dörptschen Gegend herausreißen. Eine ziemlich merkwürdige und andauernde Episode in meinem Leben war noch im ersten Stadium der Entwicklung. Im Jahre 1846 war diese Episode abgeschlossen und im November, eifrigen Antheil an der Förderung officieller Wichtigkeiten nehmend, überwand ich mit Mühe den Beginn der Krankheit, welche mich später auf längere Zeit überwältigen sollte. Im Jahre 1847 ist eine gewisse Ruhe in meinen dienstlichen und gesellschaftlichen Beziehungen eingetreten. . .

Gestern sah ich Madame Schröder-Devrient im „Romeo“². Von ihrem Gesange ist gar nicht zu reden, auch ihr Spiel ist ausgezeichnet.

11. November. Ich speiste beim Civilgouverneur (v. Essen). Außer mir waren (Hamillar) Fölkersahm, Landrichter Ungern, A. Krüdener, der Polizeimeister, der Procureur und Begeßack zugegen. Essen pousse jusqu'à bonhomie ses soins à faire les honneurs de chez lui. Nach dem Diner war bei ihm irgend eine Comitésitzung angesetzt. Als ich mit einer Cigarre im Munde mich entfernte, war es mir ergötzlich, den Gliedern des Comitês, welche sich in Uniformfrack und ohne Cigarren eingefunden hatten, zu begegnen. Ihre Gesichter, namentlich diejenigen Cubes und des Domänenhofspräsidenten Kilienfeld, schienen auszudrücken: „Warum hat er mich nicht zu sich eingeladen?“

29. November. Großes Diner beim Civilgouverneur. Alle Autoritäten, sogar die geistlichen, vertreten durch den Bischof und den Generalsuperintendenten, waren anwesend. Landrath Samson erzählte bei Tisch, daß Napoleon die Worte armistice und amnistie stets verwechselt habe.

¹ Geheimrath Georg von Fölkersahm, früher Kanzleidirector des Generalgouverneurs, war lange Jahre Gouverneur von Livland und wurde 1847 durch den damaligen estländischen Ritterchaftshauptmann Magnus v. Essen ersetzt. Wajulew war ein Großjohn Fölkersahms, zu dessen Besuch er schon zu Anfang der dreißiger Jahre wiederholt in Begleitung seiner Mutter nach Riga gekommen war.

² Wilhelmine Schröder-Devrient führte, wie Moritz Rudolphs „Rigaer Theater- und Tonkünstler-Verikon“ (p. 219) mittheilt, in der Zeit vom 1. November bis zum 17. December 1847 an elf Abenden auf dem Rigaer Theater mehrere ihrer hauptsächlichsten Stanzrollen vor, darunter auch die in der Bellinischen Oper „Montecchi Capuletti“.

Ich bemerkte, daß das ja ziemlich verständlich sei: toute amnistie n'est qu'un armistice.

Ich beendete gestern Morgen das Memoire über die Beschlüsse des livländischen Landtags und überfandte es heute Vormittag dem Generalgouverneur.

Frau v. Manderstjerna¹ ist heute Nacht fast plötzlich gestorben. Ich bin aufrichtig betrübt. Heute besuchte ich den General, nachdem ich erfahren hatte, daß Andere bei ihm gewesen waren. Er weint so heftig, daß er auch Andere zum Weinen zwingt. Der Kummer der Töchter zeigt sich ruhiger. Die Fähigkeit zu trauern wie diejenige zu lieben ist, je nach den individuellen Eigenthümlichkeiten bei allen nicht in gleicher Weise entwickelt, aber fast in Jedem von uns entspricht das Maß der Intensität eines dieser Gefühle dem Maße der Intensität des anderen: wer inständiger zu lieben versteht, der leidet mehr durch Leid. Wie aufrichtig auch die Theilnahme sein möge, die eine Privatperson an einer Familientrauer nimmt, so bleibt doch die Condolenzvisite eine Entwürdigung der Reinheit der Trauer. Indessen stattete ich doch eine solche Visite ab, und es wird mir wohl beschieden sein, noch oft die Condolenz in solcher Form zum Ausdruck zu bringen. Sich dieser Formalität zu enthalten, hieße beleidigen. Nichtsdestoweniger berührt mich das Zusammentreffen mit anderen Besuchen im Trauerhause sehr peinlich. Jeder giebt seinem Gesichte einen gewissen unnatürlichen, gemachten oder — um die Wahrheit zu sagen — einen scheinheiligen Ausdruck. Die sich auf der Treppe Begegnenden erinnern an die römischen Auguren. Sie heucheln sogar noch mehr als die Auguren, weil sie in der Unterhaltung das verbergen, was sie thatsächlich denken.

30. November. Aber es möchte Jemand sagen: Du hast den Glauben, und ich habe die Werke, zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken (Jac. 2, 18). Es ist schade, daß man zugleich mit Citaten aus den vier Evangelien uns so selten an das in anderen Schriften des Neuen Testaments Gesagte erinnert.

2. December. Die Denkschrift des Landraths Samson, die er, anonym, zur Bekämpfung der vom Landtage gefassten Beschlüsse eingereicht hat, gelesen. Es ist manches Interessante darin, aber nicht viel. Das Memoire ist nicht nur sehr boshaft, sondern sogar avec emportement geschrieben. Bemerkenswerth ist, daß Samson einige Beschlüsse des Landtags angreift, die er selbst beantragt hat.

3. December. Gestern Generalgouverneurs-Diner bei Wöhrmann. Nicht überflüssiger Weise erwähne ich hier so oft der Diners. Das ist ein rein rigascher Zug. Das gesellschaftliche Leben beginnt hier mit dem Jmbiß und

¹ Gemahlin des Commandanten von Riga, General Carl Friedrich v. Manderstjerna († 1862).

endet mit dem Kartentisch. There is conviviality, no sociability. Das weibliche Element überschreitet selten die Schwelle des Hauses. . . .

4. December. Vor fünf Tagen begann ich die Uebersetzung des vom livländischen Landtage ausgearbeiteten Entwurfs zur Bauerverordnung¹, aber die Sache geht langsam vorwärts. Chanykow arbeitet an einem allerunterthänigsten Bericht über die Bauerverordnungen des livländischen und des estländischen Landtags. Ich habe mit ihm hierüber gesprochen. Er versteht die Sache nicht. Er ist gewohnt, alles rasch abzumachen, aber solche Fragen lassen sich nicht so rasch erledigen. In seinem Kopfe herrscht entschieden ein Wirrwarr.

1 8 4 8.

Petersburg, 16. März. Die Ereignisse drängen sich so rasch, daß alle Vermuthungen, Erwartungen und Berechnungen auf die Zukunft völlig zurückbleiben. Vorgestern um 7 Uhr Morgens brachte Graf Wilhorskij die erste Nachricht von der berliner Katastrophe. In den höheren Kreisen sind alle in großer Erregung. Unsere Pseudo-Staatsmänner wissen nicht, was sie machen sollen. Andere erfinden wahnsinnige Maßregeln. So empfiehlt z. B. D. P. Buturlin die Schließung sämtlicher Univerfitäten und Gymnasien. In der Stadt werden bereits ungezählte Abersheiten über die Grenzmarken des Reiches verbreitet. Gestern behauptete man, daß in Tiflis und Warschau ein Aufstand ausgebrochen sei und daß man in irgend einem Club in Riga aus Möbeln Barrikaden errichtet habe. Fürst Suworow² ist auf Befehl des Kaisers plötzlich abgereist. Auch ich habe mich mit der Rückkehr nach Riga zu beeilen.

Was die Vorgänge in Europa betrifft, so können die obersten Würdenträger, wie es scheint, noch nicht zur Besinnung kommen vor Verwunderung über die Ohnmacht der Autoritäten in den westlichen Ländern und angesichts der täglich sich darbietenden Beweise für die Fehlerhaftigkeit ihrer Vermuthungen. Von den Würdenträgern und Politikern sind die Einen in lautlosem Schrecken, die Anderen sinnen in ihrer Erbitterung nur darüber, wie man Alles unterdrücken könne, was ihrer zu gedenken wagt, ohne ihnen zu schmeicheln. . . . Que deviendront les honnêtes gens! sagte die Fürstin Warschawski. Il faut écraser ces scélérats! rief Graf Nesselrode aus, sein ewig finster aussehendes Gesicht noch mehr zusammenziehend.

¹ Das eigenhändige Original dieser Uebersetzung hat Walujew kurze Zeit vor seinem Tode der Bibliothek der Codificationsabtheilung des Reichsraths dargebracht.

² Fürst Suworow, mit der zeitweiligen Verwaltung des Gouvernements Kostroma betraut, erhielt am 1. Januar 1848 die Weisung, nach Petersburg zurückzukehren, und zugleich die Ernennung zum stellw. Generalgouverneur von Liv-, Est- und Kurland. In Riga traf er zum ersten Mal am 18. März 1848 ein.

Riga, 24. März. Gestern Abend gegen 6 Uhr versammelten sich gegen 10,000 Personen vor dem Schloß. Die hiesige Liedertafel begrüßte den Fürsten Suworow mit einem Fackelzuge, dem Vortrage von Liedern und einer Rede, welche Namens des Vereins einer der Vorsteher desselben, Advocat Biene- mann, der gleichzeitig mit dem Fürsten Suworow in Göttingen studirt hat, hielt.

Petersburg, 14. December. Auf der Reise hierher äußerte Fürst Suworow, er würde sich in Stücke hauen lassen, um seine Ansicht über die baltischen Provinzen zu vertheidigen, daß aber sein Kopf nicht mit gutem Rath in der Stunde dienen würde, wo gute Rathschläge nothwendig sein würden. Jetzt frohlockt er. Alle (in den höchsten Kreisen Petersburgs) haben sich in demselben Geiste über die baltischen Angelegenheiten geäußert wie er. Mit größtem Eifer erklärte die Großfürstin Helene Pawlowna: «Il n'y a rien d'aussi peu monarchique que le despotisme; l'Empereur est démocrate sans s'en douter.» Solche Phrasen und der glänzende Empfang haben auf den Fürsten Suworow stark gewirkt. Er befindet sich bereits nicht mehr auf der Erde und schwebt bereits höher als im siebenten Himmel. Diese Verflüchtigung ist sehr bedauernswerth. Der Sieg ist in den Händen des Fürsten, aber er ist im Stande, ihn sich entreißen zu lassen, wenn er sich nicht vor zu verfrühten Siegesrufen und übermäßiger Selbstzufriedenheit in Acht nimmt, die stets mit unvernünftigen Erwartungen und Forderungen vermischt sind. Der Minister des Inneren l'a comblé de prévenances, aber der Fürst hat zur Antwort ihm gegenüber von jenen «misérables» gesprochen, welche die Meinungsverschiedenheiten zwischen Beiden hervorgerufen habe.

16. December. Der siebente Himmel neigt sich zur Erde. Großfürst Michael Pawlowitsch beschränkte sich darauf, als Suworow sich ihm vorstellte, ihm einen Vorwurf über das Tragen des spanischen Annunciata-Ordens zu machen, von dem der Fürst unter den gegenwärtigen Verhältnissen sagt, daß er ihn en l'honneur de la maison d'Este trage, obgleich er ihn von Karl Albert, son cousin de Carignan, erhalten hat.

Uebrigens gehen die Dinge bisher gut, d. h. sie gehen gar nicht. Ich verlasse das Haus nicht und übersehe den Beschluß des Landtags in Sachen Buddenbrocks¹. Was der leichtfüßige Tornaaw² treibt, weiß ich nicht.

¹ G. v. Buddenbrock hatte eine heftige Anklage gegen den schwedischen Landtag von 1847 und dessen Vorschläge unmittelbar an den Kaiser gebracht und darin ausgeführt, die Ritterschaft habe nur unlaute egoistische Zwecke verfolgen, das Wohl des Bauernstandes nicht berücksichtigen, ja es geradezu zerstören wollen. Auf Allerhöchsten Befehl trat der Landtag im Herbst 1848 zusammen, um sich hierauf zu erklären. Er wies die Anklage mit Entrüstung zurück, Suworow trat energisch auf seine Seite und überzeugte die Staatsregierung von der Grundlosigkeit der Beschwerde.

² Baron Tornaaw war Director der Kanzlei des Generalgouverneurs vom August 1848 bis zum December 1851.

Fürst Tschernyschew und Graf Bludow sind, wie man hört, mit dem einleitenden Theil des allerunterthänigsten Berichts des Generalgouverneurs unzufrieden. Anfangs glaubte ich, daß ihm die Dogmatik nicht gefallen habe et il y aurait eu du vrai, car l'introduction est positivement doctrinaire. Allein meiner Ansicht nach haben dies die Umstände gefordert. Indessen stellte es sich heraus, daß diese Herren damit unzufrieden sind, daß der Bericht n'est pas assez antithèse avec le compte rendu Golovine &c. Der Fürst bekundet es augenscheinlich ebenfalls, daß er vor dem Kaiser in dem Rapport seines Vorgängers einen Theil als wahr anerkannt hat und daß er über Letzteren nicht à outrance hergefallen ist. En vérité je ne savais pas qu'il s'agissait de faire un paroli à rebours sur Golovine. J'ai pensé, qu'il fallait seulement déplier la carte.

22. December. Ich mache alltäglich die Erfahrung, daß Fürst Suworow wie immer, so auch diesmal sich wieder allzu sehr über das Gebiet der Klugheit und Ueberlegung hinausgewagt hat. Er wurde sehr gut empfangen als Generaladjutant, aber als Generalgouverneur ist nicht wahrzunehmen, daß er sich großer Bedeutung erfreut. Die Adresse der Ritterschaft ist sogar unbeantwortet geblieben. . . . Der Fürst sagte in diesen Tagen: Je regrette plus que jamais que je ne fasse mon ancien service d'aide de camp général auprès des princes étrangers. Kann man so boshaft sich selbst beurtheilen oder verurtheilen!

1 8 4 9.

2. Februar. Fürst Suworow hat wieder einmal einen kleinen Mißerfolg erlitten. Es wurde von mir ein Plan für Durchführung nothwendig erscheinender hydrotechnischer Arbeiten in Riga ausgearbeitet, auf privatem Wege von mir (durch Cube) dem Börsencomité übergeben und gleichzeitig dem Generalgouverneur vorgelegt. Das Börsencomité kleidete mein Project in die Form eines officiellen Gesuchs und übergab letzteres dem Generalgouverneur. Dieser seinerseits, welcher das Project billigte, hatte sich schon vorher auf halbamtlichem Wege zu den Ministern der Finanzen und der Wegecommunicationen in Beziehung gesetzt. Jetzt stellt es sich heraus, qu'ils n'ont pas mordu à l'hameçon. Es ist kein Geld da, und offenbar wird die Sache bis zum nächsten Jahre verschoben.

Petersburg, 15. März. Noch vor seiner Ankunft in Petersburg hatte Fürst Suworow seinen Kanzleidirector beauftragt, eine besondere Denkschrift über verschiedene Gegenactionen und über die übelwollende Richtung des Ministeriums des Inneren (Perowski) abzufassen. Die Denkschrift wurde ausgearbeitet, aber in nicht ganz gelungener Weise. Hier lasen sie zunächst

Graf Bludow und Graf A. G. Stroganow und dann selbst der Großfürst Thronfolger. Gestern schickte Sr. kaiserliche Hoheit nach dem Fürsten Suworow, und auf Befehl des Kaisers sagte ihm der Thronfolger, es sei Sr. Majestät gefällig, daß diese Denkschrift ihm unmittelbar übergeben werde und daß Fürst Suworow als Generalgouverneur hierzu verpflichtet sei.

In diesem entscheidenden Augenblick und der Regel folgend: *e meglio tardi che mai*, hegten wir einige Zweifel darüber, ob die Denkschrift in ihrer vorliegenden Gestalt befriedigend sei. Der Fürst sandte Tornaum mit allen *pièces justificatives* und mit der Denkschrift selbst zu mir, welche ich bisher nicht gelesen hatte. Gestern Abend sahen wir diese Arbeit rasch durch und suchten sie nach Möglichkeit zu verbessern. Einige Sätze wurden gestrichen *rc.* Morgen wird Alles, wo gehörig, vorgestellt werden. Ich bin im Allgemeinen unzufrieden mit dieser Arbeit und durchaus nicht von irgend welchen günstigen Folgen derselben überzeugt. Aber es war keine Zeit mehr, die Sache zu überlegen, sie aber gründlich umzuarbeiten, erst recht nicht.

30. März. Die Denkschrift ist überreicht worden. Das Ergebnis ist folgendes: Fürst Tschernyschew ist beauftragt worden, den Fürsten Suworow, gegen welchen der Kaiser selbst in der Abschiedsaudienz sehr liebenswürdig war, davon zu überzeugen, daß friedliches Zusammenleben Zänkereien vorzuziehen sei. Suworow, davon überzeugt, daß der Kaiser die Dinge anders ansieht, als der mißliche Staatsrath Tornaum, vergißt in einem Moment alles früher von Seiner Durchlaucht über die unversöhnliche Feindschaft mit dem Ministerium des Inneren, über die Unmöglichkeit, den Dienst gemeinsam fortzusetzen *rc.*, Gedachte und Gesagte. Er fährt zum Minister, und nach einigen Minuten sind sie wieder wie früher die besten Freunde, auf „Du“ u. s. w. *Political men of old England, take a lesson at this!*

Inzwischen ist Tornaum abgereist, die Kanzlei in chaotischem Zustande zurücklassend.

8. April. Perowfski (Minister des Inneren) ist in den Grafenstand erhoben worden. Das beweist, daß er sehr fern davon ist, in Ungnade zu fallen. Dazu also haben alle schriftlichen und mündlichen Sturmböcke und Wurfgeschosse geführt, welche Suworow und seine hauptsächlichsten Mitkämpfer gegen ihn losgelassen haben. Der Fürst bemüht sich nun, mit allen Kräften sowohl Anderen als sich selbst zu beweisen, daß er nicht eine Nase, sondern einen Erfolg davongetragen hat. Er sagte mir vor einigen Tagen, daß er Tornaum für durchaus geeignet halte und mit ihm sehr zufrieden sei, weil er, Fürst Suworow, *lui était supérieur!* Ein recht naives Bekenntnis eigener Mittelmäßigkeit. Wenn jeder mit einem Duzendverstand ausgestattete Chef sich einen noch mittelmäßigeren Gehilfen aussucht, als er selbst ist, so würde sich die Frage der Wahl eines Gehilfen sehr vereinfachen.

Riga, 23. April. Ich halte mich bei Seite und mische mich so wenig als möglich in alles das, was im Schlosse des Generalgouverneurs getrieben wird. Ich falle zuletzt wieder in jene Rolle constitutioneller Opposition zurück, welche ich 1847 spielte. In der That ist es unmöglich, sich mit der Verwaltung des Fürsten Suworow zu identificiren, ebenso wenig wie dies mit der Verwaltung des Generalgouverneurs Golowin geschehen konnte. Man kann erstere nicht ernst nehmen, die andere konnte man nicht für achtungswerth genug halten, um sich nicht von ihr möglichst zu entfernen.

6. December. Fürst Suworow fährt fort, unglaubliche vierseitige Schreiben an den Bischof zu richten — der Bischof antwortet, und dann überläßt sich der Fürst zuweilen einer halb kindischen, halb veziersmäßigen Wuth, deren Erscheinungen mindestens eben so bedauerlich wie ärgerlich sind. Nach Empfang eines solchen Antwortschreibens Sr. Eminenz la moutarde est montée au nez du cousin des Este et des Carignan. Mit mir zusammen die Kirche verlassend, bleibt er in einem Zimmer stehen, welches an das Local des Domänenhofs grenzt, und beehrt den Bischof, so daß alle dort versammelten Beamten es hören können, eine Stunde lang mit verschiedenen Epitheta, an dessen obscure Herkunft und seinen eigenen Fürstenmantel erinnernd. Dann beauftragt er mich, Sr. Eminenz in einer anderen Sache zu schreiben, und als diese Antwort innerhalb zwei Tagen die gewünschte Wirkung erzielt, d. h. der Bischof auf dieselbe nicht zu antworten für passend erachtete, da versöhnte sich der Fürstenmantel mit dem Panhagion. Beide meinten zusammen, und der Fürst schreibt mir, «qu'il était enchanté d'avoir fait la paix avec l'évêque, parcequ'il aimait cet excellent homme».

1855¹.

Mitau, 29. April. Seit dem Jan. 1850 habe ich die Aufzeichnung der flüchtigen Bemerkungen über die hiesigen Angelegenheiten eingestellt. Nach fünf Jahren des Schweigens wiederum zur Feder greifend, beginne ich mit der Frage: hat sich bei uns im Laufe dieser fünf Jahre so viel ereignet, worüber es wünschenswerth wäre, in der Folge einen genauen zeitgenössischen Bericht zu haben? Freilich hat sich manches ereignet, aber mehr außerhalb des baltischen Landes als in demselben. Hier haben sich die fieberhaften Inconsequenzen des Fürsten Suworow fortgesetzt, der Krieg mit dem Ministerium des Inneren, die Aufbausung kleiner Localfragen und die Nichtbeachtung der wichtigsten. Gegenwärtig steht das Ministerium auf dem zweiten Plan, der Bischof oder Erzbischof auf einem noch viel ferneren, die

¹ In der Zwischenzeit, 1853, war Walujew nach seiner Ernennung zum Gouverneur von Kurland aus Riga nach Mitau übergesiedelt.

Raskolniken sind fast vom Horizont verschwunden, die Bauersachen findet man selbst unter dem Horizont nicht. Auf dem ersten Plan stehen Militärfragen, leicht beschienen oder beschattet von der Citadellsonne oder den Citadellwolken. Dem Fürsten will es nicht glücken. General Sivers¹ mit dem Gewicht eines fast siebenzigjährigen Alters und sein Stabschef mit der Lebhaftigkeit der Jugend sind dem Fürsten auf den Kopf gesetzt. Er befindet sich in fortwährendem Kampf mit dem nicht wegzuleugnenden Factum seiner Unterordnung. Ihn unterstützen und hegen, ihm souffliren und klatschen alles wieder die Herren Zwanow und Kotschkow. Je nach den Instrumenten die Arbeit, je nach dem Künstler die Instrumente.

9. Mai. Heute sah ich den Generaladjutanten Grafen Pahlen. Er fährt nach Dresden, um dort die Karlsbader Cur zu brauchen. Bis Karlsbad selbst reist er nicht, weil er österreichischen Boden nicht betreten will.

Gestern war der Geburtstag des Generals Todleben, der aus Mitau gebürtig ist. Dies wurde hier bekannt, und es wurde ihm zu Ehren im Club ein Subscriptionsdiner veranstaltet. Nach dem Mahle wurde von allen Anwesenden, auch von mir, ein Glückwunschschreiben an ihn unterzeichnet und dasselbe nach Sewastopol abgefertigt.

26. Mai. Ich habe keine Lust zu schreiben. Ich leide an Sewastopol. Fieberhaft denke ich Abends an die am folgenden Tage eintreffende Post. Fieberhaft erwarte ich Morgens die Ueberbringung der Zeitungen. Ich gehe dem, der sie in mein Cabinet bringt, entgegen. Ich suche sie im Vorübergehen zu erhalten, in meinem Ankleidezimmer, um sie ohne Gegenwart von Zeugen zu durchfliegen, damit diejenigen, welche gewöhnlich um diese Zeit in meinem Cabinet verweilen, das nicht bemerken und mich nicht daran hindern, so zu sagen allein eine Nachricht aus dem Lande zu empfangen, wohin sich meine Gedanken beständig richten, wo sie zur Hälfte weilen. Ich reiße die „Neue Preussische Zeitung“ auf, wo ich die neuesten telegraphischen Nachrichten finden kann. Mit Heißhunger durchfliege ich die verhängnißvolle Seite. Nichts! Wenn aber etwas, so jedenfalls nichts Erfreuliches! So vergeht ein Tag nach dem anderen. Wirkliches Leben lebe ich eine halbe Minute am Tage. Die übrige Zeit hindurch erwarte ich diese halbe Minute oder denke über sie nach. Für alles Andere, außer für das Gebet, ist mein Herz gefühllos geworden.

¹ Im Februar 1854, als mit einer Anzahl anderer Provinzen auch Livland in Kriegszustand erklärt wurde, ernannte Kaiser Nikolaus den Fürsten Suworow zum Commandeur sämmtlicher in Livland stationirten Truppen, während der General der Cavallerie v. Sivers das baltische Corps commandirte. Sivers fungirte bis Anfang 1856, ihm folgte Fürst Suworow, der bis zum 17. December 1856, dem Tage der Auflösung des baltischen Corps, commandirte.

Vor drei Tagen war ich in Riga, wohin ich zu einer Sitzung eines besonderen Comités berufen worden war, welches über die Frage der Lieferung von Fuhrn für den Fall außerordentlicher Truppenbewegungen zu berathen hatte. Es präsidirte Fürst Suworow. An den Berathungen nahmen ferner Theil: Graf Heyden, der livländische Gouverneur, Landrath v. Kistenfeld, der Domänenhofschef v. Kistenfeld, Massonius und noch Jemand.

9. Juni. Gestern um 3 Uhr Morgens wurde ich geweckt, um ein Couvert von einem Feldjäger entgegenzunehmen. Das Couvert enthielt eine Uebersicht über die Rekruten nach der gegenwärtigen Aushebung. Mit diesem Papier reist der Feldjäger in einigen Gouvernements und weckt überall die Gouverneure oder deren Kanzleidirectoren auf. Warum werden solche rein formale Mittheilungen nicht einfach durch die Post übermittelt? Wozu verschwendet man Geld, ermüdet einen Menschen, überjagt die Pferde auf dem Wege nicht allein ohne Noth und Nutzen, sondern sogar ohne jeglichen verständigen Grund.

15. Juni. Am vorigen Sonntag traf hier die Nachricht von der Abwehr des Sturmes ein, den die Verbündeten am Jahrestage der Schlacht von Waterloo (6./18.) unternommen hatten. Die erste tröstliche Nachricht nach langem Warten und nach so vielen traurigen Meldungen.

Gestern waren Graf Heyden und Fürst Suworow hier. Ersterer überbrachte mir ein Memoire über die Maßregeln betr. Stellung von Fuhrn u. s. für den Fall, daß der Feind in Westfalen landen sollte. General Sivers ist krank und schwach und alt. Graf Heyden commandirt. J. ist seine rechte Hand. Ein junger Commandeur, seine Hand ist noch jünger.

Fürst Suworow ist noch immer der frühere Fürst Suworow. Gestern war er übrigens bei Stimmung. Er theilte mir einen Brief des Generaladjutanten Lieven¹ mit, aus dem zu ersehen ist, wie der Fürst sich unter der Hand lebhaft darum bemüht, daß er wieder ein unabhängiges Commando in Livland erhält, und daß für den Fall des Rücktritts des Generals Sivers Lieven versprochen habe, mit dem Fürsten Dolgorukow über diese Sache zu sprechen.

Lieven spricht von Anapa: je crois, que gén. Chomutow s'est trop pressé de l'évacuer, aber er fügt keinerlei Erklärung hinzu. Vom Krimkriege spricht er: Gortchakow va être renforcé par Luders et alors j'espère, qu'il pourra se soutenir. Alles dies ist so schlaff, unbestimmt, kleinmüthig. Weiter spricht Lieven melodramatisch: «Cela ne suffit pas; il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré de

¹ Der spätere baltische Generalgouverneur Baron Wilhelm Lieven.

notre patrie. Pour cela il faut de nouveaux efforts, et on s'y prépare.» Ah! l'on s'y prépare. A la bonne heure. Il y a tantôt 9 mois que cela dure.

25. August. Die Kaiffre vom 4. d. M. und die Depesche des Fürsten Gortschakow: „Unsere Befestigungswerke leiden“ zeigen, comment on s'y préparait.

Der Minister des Inneren, Bibikow, ist entlassen, am 20. d. M., d. i. am Tage nach dem Ablauf der sechsmonatlichen Trauer um den verstorbenen Kaiser. Zu seinem Nachfolger soll Kanskoj bestimmt sein. Ueber diese Wahl sage ich gar nichts. Ich habe Kanskoj nur in den Jahren gekannt, wo ich Personen noch nicht zu beurtheilen verstand. Doch erinnere ich mich, daß er jetzt nahe an 70 Jahre alt sein muß.

30. August. Heute kam die telegraphische Nachricht, daß wir Sewastopol nach mörderischem Bombardement und nach Abwehr einiger Angriffe verlassen haben. Nur aus der Kornilow-Bastion konnte man den Feind nicht heraus-hauen. Und so ist das geschehen, was um des Ruhmes Rußlands willen nicht hätte geschehen sollen. Das Blut Kornilows, Fjtomins, Nachimows und tausend und abertausend Anderer hat Sewastopol nicht gerettet. Wird alles dieses Blut vergeblich vergossen sein?

2. September. Heute las ich im „Invaliden“ den Tagesbefehl an die russischen Truppen anläßlich des Falles von Sewastopol. Dieser Befehl hat mich fast eben so betrübt wie der Anlaß zum Erlaß des Befehles selbst. Wenn man nichts Besseres zusammenzustellen verstand, wenn man das Vorliegende für genügend und gelungen hält, so bleibt uns nicht mehr viele Hoffnung. Kalt, schlaff, leer, grau wie ein Wintertag in Petersburg, ohne Sonne, aber dafür bei Kronsbefleuchtung.

4. September. Die Reise des Kaisers nach Warschau und von dort hierher ist aufgegeben. Der Kaiser reist nach Nikolajew. Darüber ist heute geheime Nachricht eingelaufen.

6. September. Heute übersandte mir Suworow einen Brief Kiewens vom 29. August. Seine Briefe sind immer kläglich. Der heutige ist von gleicher Farbe. Er spricht auf drei Seiten von Thee, Kaffee, Equipagen zc., die für den Fall der Ankunft in Riga für die kaiserliche Suite nothwendig sind, und fährt dann fort: «J'en viens à Sebastopol; comment aurai-je la force de vous en parler.» Dann folgt eine Reihe von Befürchtungen für den Fall möglicher Actionen des Feindes, eines Angriffes auf Odessa, Berekop etc. Dann zum Schluß: «Si le bon Dieu nous protège un mois, nous sommes sauvés. Nicht verzweifeln. Gott ist mit uns!» Das sind die Leute, die uns leiten und regieren.

21. September. Auf jedem Schritt und Tritt neuer Anlaß zu

Betrübniß und fast zur Verzweiflung. Alle Briefe aus Petersburg unaussprechlich jämmerlich. Ueberall zeigt sich die wechselseitige Anstrengung de se donner de coeur à grand renfort de bras. Tout ce monde se bat les flancs, pour avoir du courage. En attendant tout va le long de la vieille ornière. Meyendorff äußert in einem Briefe vom 15. September ganz kaltblütig, on va abandonner la Severnaja, und tröstet sich damit, daß, nach den Worten des aus der Krim zurückgekehrten Grote, «l'homme le plus interessant qui a tout vu et su depuis un an», wir nur noch ungefähr 70,000 Mann bei Sewastopol stehen haben. Das ist also der Rest jener Hunderttausende, die wir im Laufe eines Jahres nach der Krim gesandt haben, um dort einzeln zu sterben. Das ist folglich das Resultat der hyperweisen Lieben & Co., welche schreiben: Il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré &c.!

19. October. Ein ganzer Monat ist verflossen. Ich habe nichts niedergeschrieben, weil nichts aufzuzeichnen war. Immer das alte Lied. Jetzt spricht man davon, daß Kleinmichel¹ entfernt ist. Das ist wenigstens ein innerer Sieg. Möge er der Anfang des Endes sein.

21. October. Gestern kehrte Rudnicki aus Wolhynien zurück. Aus seinen Mittheilungen ist zu ersehen, daß die dortigen Warschauer Polen durch die H. Bibikow & Co. nicht umgewandelt worden sind. Alle ihre Sympathien gehören den Franzosen, über deren Erfolge sie sich freuen. Als Rudnicki beim Mittagmahl bei Branicki unserer Kanonenböte erwähnte, wurde er durch die Frage unterbrochen: „Wie, unsere? Sie wollten wohl sagen, die russischen?“

Unsere Zeitungen sind alle schwach. Der „Zwvalide“ und die „Petersb. Wjedomosti“ leben fast nur von Prikafen, Rescripten und dem Abdruck von Artikeln des „Morsoi Sbornik“. Gestern erschien in der akademischen Zeitung außerdem ein neues Gedicht von der Gräfin Kostoptschin: „Drei Königinnen“. Unglaublich und unsagbar schwach und fade, die Phantasien einer Köchin, aber nicht einer Gräfin.

22. October. Unser officiellcs Formenwesen gleicht jener bekannten Art von surprises-attrapes, welche aus einer Menge von Schächtelchen besteht, von denen eins in das andere hineingesteckt ist. Oeffnet man das eine Schächtelchen, zeigt sich ein anderes, öffnet man dieses — ein drittes, dann ein viertes, fünftes und endlich ein immer kleineres und kleineres. Endlich ist das letzte da und in ihm — nichts.

Die Regierung hat, wie es scheint, nicht gemerkt, daß sie es verstanden hat, uns sogar alle Hoffnungen abzugewöhnen. Alle Russen be-

¹ Graf Kleinmichel, einer der vertrautesten Diener Kaiser Nikolaus', war Oberdirigirender der öffentlichen Arbeiten.

kennen, daß es bei uns alles besser sein könnte. Aber Niemand glaubt, daß dieses Bessere wirklich in Erfüllung gehen könnte. Gewartet und erwartet, und ebenso alle Hoffnung mit einem Mal wieder aufgegeben haben sie alle, sowohl die Chefs, wie ihre verschiedenartig uniformirte Kriegerschaft und das gesammte rechtgläubige Volk. Wenn jetzt irgend jemand sagt, daß die gegenwärtige Lection für uns nicht ohne Nutzen bleiben werde, so erwidert die Mehrheit, daß der Nutzen, wie früher, kaum einen Groschen werth sein werde. Generaladjutant Graf Pahlen hat vor Kurzem daran erinnert, daß man auch im Jahre 1812 Großes erwartet, aber nichts erreicht habe. So denken und äußern sich russische Deutsche und selbst Wollbutrussen. Was mögen die Polen denken? Ich hörte von Rudnicki, daß einige von ihnen, «les plus intelligents et les plus raisonnables», wünschen, unser südliches Küstengebiet möge von den Engländern und Franzosen erobert werden, nicht etwa, weil dies den gewöhnlichen Ansichten der Polen über diese Dinge schmeicheln würde, sondern deshalb, weil „in anderen Händen dieses Land ein anderes werden würde“. Schmeichelhaft. Es gab eine Zeit, wo unsere slavischen Brüder im Südwesten von uns Nutzen und Hilfe erwarteten. Jetzt haben sie sich schon von dem Gedanken einer nur möglichen Anreicherung ihrer Zukunft an die unsrige entwöhnt.

14. November. Vorgestern wurde in Riga die silberne Hochzeit des Fürsten und der Fürstin Sumorow gefeiert. In diesem Anlaß wurde dem Fürsten viel Dankbarkeit, Ergebenheit und Aufmerksamkeit erwiesen. Die Stadt Riga ließ die Armen speisen, die Börsenkaufmannschaft die Truppen. Die englischen Gäste brachten 1000 Rubel zum Besten der Armen dar; der Theaterdirector stellte dem Fürsten zu demselben Zwecke die Einnahme der am Vorabende stattgehabten Vorstellung zur Verfügung. Die fremdstädtischen russischen Kaufleute überreichten dem Fürsten eine vergoldete Schüssel mit seinem Wappen, die örtliche russische Kaufmannschaft eine silberne Vase, die ihm am nächsten stehenden Militär- und Civilchargen (auch die vor einiger Zeit in solchem Dienst gewesen, Brevern, Mengden und ich) ein silbernes Schreibzeug zc. Die Fürstin erhielt einen von den rigaschen Damen gestickten Teppich. Viele Gratulationen, u. A. dankten der evangelisch-lutherische Superintendent und der Bürgermeister „für das Beschirmen“¹. Das charakterisirt nicht allein die Verwaltung des Fürsten in gutem Sinne, sondern auch die nicht guten Beziehungen zur höheren Regierung. Abends war die ganze Stadt illuminirt. — Ein merkwürdiges Geschenk wurde von Heintr. Stahl dargebracht: ein silbernes Hirschgeweih. — Ich sah mir bei

¹ Erwähnt sei noch, daß wortführender Bürgermeister Schwarz und Superintendent Dr. Poelchau dem fürstlichen Jubelpaar eine zur Erinnerung an diese Feier geprägte Medaille überreichten.

dieser Gelegenheit wieder einmal die rigasche Welt an. Alles ist beim Alten. Was neu ist, ist nicht beneidenswerth.

17. November. Man sprach viel und spricht angeblich noch jetzt von der Ernennung des Fürsten Suworow zum Minister des Inneren. Rudnicki theilte mir ein Gespräch mit, das er mit dem Fürsten gehabt; aus demselben ist ersichtlich, daß der Fürst selbst diese Ernennung erwartet. O Rußland! Dieses Gespräch ist an und für sich so bemerkenswerth für die Charakteristik des Fürsten, daß ich den Brief, in welchem hiervon die Rede ist, aufbewahrt habe.

25. November. Die Langeweile ist überwältigend. Post folgt auf Post, ein Tag folgt dem anderen, aber Tage und Posten sind = 0. Was die Tage anlangt, so liegt selbstverständlich an mir die Schuld, weil ich sie wenigstens zu nützlicher Arbeit verwenden könnte. Aber die angestrengte und vergebliche Erwartung entkräftet. Es geht nichts vor. Neue Hoffnungen werden nicht rege gemacht, die früheren verwirklichen sich nicht, unter der Hand erfährt man nichts, hier ist alles nichtig und farblos.

1. Dec. In diesen Tagen übersandte mir der Fürst durch Gerngroß¹ einen Entwurf zu seinem allerunterthänigsten Bericht. Es ist dies weniger ein Bericht, als eine Philippika gegen das Ministerium des Inneren und den Finanzminister bei lobender Erwähnung des baltischen Landes. Auf meine Einwendungen folgte eine Erwiderung von Gerngroß und ein Brief des Fürsten. Gegen Ende des Berichts spricht sich Fürst Suworow persönlich über mich aus; er sagt, durch meine Namhaftmachung halte er es für seine Pflicht, mich zu einer entsprechenden höheren Auszeichnung vorzuschlagen. Ich bat ihn, von diesem Compliment Abstand zu nehmen. Man könnte aus demselben leicht folgern, als ob meine Ansichten mit denen Seiner Durchlaucht übereinstimmten. Das wäre nicht wünschenswerth.

6. December. In jeder Woche haben die Gouverneure, darunter auch ich, Rapporte an den Kaiser zu senden über die Personen, welche aus dem Auslande eingetroffen sind und über die ausgegebenen ausländischen Pässe. Warum beschränkt man sich nicht auf die Daten, welche der III. Abtheilung der Eigenen Kanzlei zugehen. Geziemt es sich (in dieser Form), diese Controle zu führen. Wie viel andere Papiere, wie viel überflüssige müssen die Gouverneure unterschreiben!

9. December. Gestern übersandte mir Fürst Wjäsenskij ein Exemplar eines Tagesbefehls und Rundschreibens, welche auf Anordnung des Großfürsten-Generaladmirals allen einzelnen Chefs und Verwaltungen, von denen Rapporte über das laufende Jahr erwartet werden, übersandt worden sind.

¹ v. Gerngroß war von 1851—1859 Kanzleidirector des Generalgouverneurs Fürsten Suworow.

In dem Tagesbefehl sind auch verschiedene Sätze aus meinen „Gedanken“¹ über die bei uns eingerissene allgemeine officiële Lüge und über deren Manifestation in den Jahresberichten zc. citirt. Wenn es gestattet ist, abgesondert vom Ganzen, an sich selbst zu denken, so kann ich sagen, daß mir keine höhere Belohnung hätte zu Theil werden können.

Fürst Suworow verbrachte zwei Tage in Mitau. Gestern vor der Abreise sprach er mit mir allein über seine persönlichen Angelegenheiten und declarirte seinen Wunsch, Minister des Inneren zu werden — nicht auf lange Zeit, weil er sich hiezu nicht für befähigt halte, sondern auf so lange, um das Ministerium zu säubern. Mich scheint er zu seinem Gehilfen berufen zu wollen, denn er fragte mich, in welchem Ministerium ich überhaupt dienen möchte; dann spielte er auf die Bittschriften-Commission an, dann auf die erste Abtheilung der Eigenen Kanzlei Sr. Majestät und endlich machte er eine Anspielung auf das Amt eines Gehilfen des Ministers des Inneren. Ich antwortete natürlich so, als ob ich den wahren Sinn seiner Worte nicht verstanden hätte.



¹ In der zweiten Hälfte des Jahres 1855 hatte Wajusjew eine sehr bemerkenswerthe Denkschrift „Gedanken eines Russen“ niedergeschrieben, welche eine Betrachtung über die damaligen schwierigen Verhältnisse in Rußland enthielt. Dieses Manuscript wurde in der höheren petersburger Gesellschaft viel verbreitet und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf den Verfasser, der wenige Jahre später zu einer höheren Stellung nach Petersburg berufen wurde, zu lenken. Zum ersten Abdruck ist die Denkschrift im Maiheft der „Russkaja Starina“, 1891, gelangt. Einige dieser Gedanken mögen hier ihren Platz finden.

VIII. Ist sie reblich und liegt christliche Wahrheit in der Richtung, die neuerdings den Glaubenssachen gegeben worden ist, in der Maßregel der Wiedervereinigung der Sectirer (раскольники) und in der Stellung zu den übrigen christlichen Confessionen? Haben denn die evangelischen Grundzüge der Duldsamkeit die göttliche Kraft, welche aus ihnen hervorquillt, verloren? Ist denn Toleranz gleichbedeutend mit Unglauben? Und ist es uns etwa gestattet, das religiöse Bekenntniß als politische Waffe anzusehen und uns desselben eigenmächtig zur Erreichung politischer Zwecke zu bedienen, oder auch nur danach zu streben? Die Chroniken der christlichen Welt bezeugen, daß in solchen Fällen die Weisheit der Weisen zu Schanden wird und der Verstand der Verständigen dahinfährt zc.

IX. Ueberall herrscht bei uns das Bestreben vor, mit Gewalt Gutes zu stiften. Ueberall finden wir eine Nichtachtung und ein Mißwollen gegenüber Ideen, die ohne besonderen Befehl auftauchen. Ueberall eine Bevormundung Minderjähriger. Ueberall ein Zuwiderlaufen der Bestrebungen der Regierung und des Volkes, der Beamten und der Privaten statt des Hervorhebens ihrer natürlichen und unzerreißbaren Bande. In den Gesetzen herrscht eine Nichtachtung jedes Einzelnen im Besonderen und der menschlichen Persönlichkeit im Allgemeinen zc.



Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

„Der Prinz von Homburg“. Nach archival. u. a. Quellen von Dr. F. Jungfer.
Berlin. Brachvogel 1890. VIII. 147 S.¹

Seit jenen Tagen, da unter dem frischen Eindrucke des siebenjährigen Krieges Lessings „Minna von Barnhelm“ erschien, hat der Staat der Hohenzollern in der deutschen Dichtung keine solche Verherrlichung gefunden, wie in dem Schauspiele „Der Prinz von Homburg“, welches der unglückliche Heinrich von Kleist kurz vor dem tragischen Abschlusse seines Lebens beendete. Der echt patriotische Gehalt der Dichtung, der Gegensatz zwischen dem Ernst und der Würde militärischer Zucht einerseits und dem echt menschlichen Empfinden andererseits, das Alles verleiht dem Schauspiele seinen Zauber voll liebenswürdiger Frische², so daß dasselbe trotz den Strömungen unserer Zeit auch der Bühne nicht fremd geworden ist. Daher kommt es, daß die Gestalt des Prinzen von Homburg in dem Bewußtsein der gebildeten Kreise des deutschen Volkes zumeist so fortlebt, wie ihn Kleist gezeichnet hat: ein feuriger Jüngling, tapfer auf dem Felde der Ehre, ein ungestümer Kriegermann, aber dabei von zartem Empfinden, voll Liebe und Hingebung. Gerade dieses letztere Moment tritt aber in Kleists

¹ Eine meist zustimmende Anzeige des Jungferschen Buches in der deutschen Literaturzeitung 1891. Nr. 1 (3. Januar), von H. Brode.

² Siehe die schönen Ausführungen Wilh. Scherers in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, 3. Aufl. S. 692.

Dichtung in eigenthümlicher Weise hervor, an einigen Stellen vielleicht schon in einem Grade, der gewiß noch echt menschlich ist, aber doch vielleicht dem Maßstabe nicht mehr ganz entspricht, den unser heutiges Bewußtsein an heldenhaftes Denken und Handeln legt. Wer erinnert sich nicht, wie der zum Tode Verurtheilte sich mit aller Kraft an das Leben anklammert, wie er es selbst zur Kurfürstin von Brandenburg unumwunden ausspricht:

Seit ich mein Grab sah, will ich Nichts, als Leben,

Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei!

Gewiß söhnt uns das spätere Verhalten des Prinzen mit diesen Scenen aus, aber sie sind doch für den Charakter, welchen der Dichter zeichnen will, von maßgebender Bedeutung.

Etwas die oben erwähnten Züge hat das Bild, welches wir uns in der Regel machen, wenn wir an den „Prinzen von Homburg“ denken, obwohl es schon lange kein Geheimniß mehr ist, daß dieses Bild den geschichtlichen Thatfachen nicht entspricht.

Wenn nun die neueste Biographie des Prinzen von Homburg uns den lebendigen Beweis liefert, wie weitgehend diese Verschiedenheit von Wahrheit und Dichtung ist, so sind nicht zum Wenigsten die Beziehungen des Prinzen zu Kurland dazu geeignet, uns die derb realistische Gestalt des h i s t o r i s c h e n Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg greifbar vor Augen zu rücken. In diesem letzteren tritt uns statt eines gefühlvollen Jünglings eine kräftige Soldatennatur entgegen, dabei ein sparsamer Wirth und guter Hausvater, welcher seinen erlaubten Vortheil nicht vergißt. Drehen sich doch z. B. die Beziehungen des Prinzen zum Herzog Jacob, seinem Schwiegervater, zum großen Theile um Fragen des materiellen Besitzes. Sonst, möchte man sagen, liegt in dem äußeren Lebenslaufe unseres Prinzen etwas Typisches. Wie so viele Söhne fürstlicher Familien in die Dienste größerer Staaten traten, um dort volle Lebensbethätigung, Ruhm und Ansehen zu erlangen, wie etwa Eugen von Savoyen, Carl von Lothringen, Ludwig von Baden in kaiserliche Dienste traten und sich dort ihren geschichtlichen Namen erwarben, so hat auch unser Prinz zuerst schwedische Dienste genommen, bis ihn die Verhältnisse zu dem Staate in nahe Beziehungen brachten, welcher sich eben damals anschickte, in die Erfüllung seiner großen, weltgeschichtlichen Aufgaben einzutreten.

Suchen wir nun in kurzen Strichen an der Hand der neuesten Biographie des Prinzen uns dessen äußeren Lebensgang zu vergegenwärtigen, wobei wir auf Grund hiesiger Quellen bei den Beziehungen, in welche er zu Kurland getreten ist, eingehender verweilen wollen. Die Hoffnung, daß die hier zu Gebote stehenden Quellen eine reiche Ausbeute für die Biographie des Prinzen ergeben würden, ging nur bis zu

einem gewissen Grade in Erfüllung, das Wenige ist in die Darstellung herangezogen worden¹.

* * *

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg ist während der Wirren des 30jährigen Krieges, welcher auch sein Heimathländchen vielfach in Mitleidenschaft zog, am 30. Mai 1633 als jüngster Sohn des Landgrafen Friedrich I., des Stiflers der Linie Homburg, geboren worden. Seine Mutter, Margaretha Elisabeth, aus dem gräflichen Hause Leiningen-Westerburg, leitete nach dem frühen Tode ihres Gatten (1638) die Erziehung der Kinder und fand an dem Landgrafen Georg II. von Darmstadt, einem Neffen ihres Gemahls, einen verwandtschaftlichen Freund und Berather. Am Hofe dieses Fürsten wurde nun Prinz Friedrich gleichzeitig mit dessen Söhnen, mehrere Jahre hindurch erzogen in all den „Studiis und Exercitiis“, welche man für junge Fürstensöhne für angebracht hielt. Später kehrte er dann wieder zu seiner Mutter zurück, und hier wäre beinahe in seiner Entwicklung eine entscheidende Wendung eingetreten. Als nämlich im Jahre 1648 französische Truppen unter Turenne nach Homburg kamen, war der 15jährige Knabe gleich bereit, den Vorschlag des französischen Feldherrn anzunehmen, der ihm versprach, ihn auf seine Kosten ausbilden zu lassen und ihm dann ein Regiment anzuvertrauen. Die besonnene Landgräfin verweigerte indessen ihre Einwilligung zu diesem Plane. Nachdem Prinz Friedrich dann noch die Akademie in Genf besucht hatte, ging er auf Reisen, die ihn nach Frankreich und Italien führten, und kehrte erst 1653 nach Deutschland heim. Bei den geringen Mitteln seiner Familie und entsprechend der allgemeinen Richtung der Zeit beschloß der Prinz, sich dem Kriegshandwerk zu widmen, und trat in fremde Dienste. Die Zeitumstände waren diesem Vorhaben günstig. Karl Gustav von Schweden begann im Jahre 1655 jenen Krieg gegen Polen, der für die Geschichte Brandenburgs von so entscheidender Bedeutung wurde, denn bekanntlich erlangte und behauptete der große Kurfürst während desselben die Souveränität in Preußen. Wem aber die Geschichte unserer Heimath nicht fremd ist, der weiß ferner, daß auch Herzog Jacob von Kurland, der Schwager Friedrich Wilhelms von Brandenburg, eben durch diesen Krieg auf das Schwerste geschädigt wurde, daß die Schweden i. J. 1658 sogar das Schloß zu Mitau überfielen und bald darauf den Herzog in die Gefangenschaft fortschleppten, aus welcher ihn erst der Friede zu Oliva befreite. — Prinz Friedrich von Homburg war trotz anfänglicher Bedenken seiner Mutter in die Dienste Karl Gustavs getreten und nahm

¹ Vielfach bot das Archiv der kurl. Ritterschaft einschlägiges Material.

als Oberst eines Dragonerregiments an dem polnischen Feldzuge Theil. Wir finden ihn bei mehreren Gelegenheiten kriegerisch thätig; bei der Belagerung Danzigs durch die Schweden wird er in Folge eines Sturzes vom Pferde schwer beschädigt, man zweifelt an seinem Aufkommen, aber seine kräftige Natur überwindet den Unfall. Bald darauf verläßt er diesen Kriegsschauplatz, als die Dänen, welche sich den Feinden Schwedens angeschlossen hatten, im Jahre 1657 in das schwedische Gebiet an der Weser einfielen und Karl Gustav diesem neuen Feinde entgegen längs der Ostseeküste an die Elbe zog, Schleswig und Jütland eroberte und durch seinen trefflichen Feldherrn Wrangel die tapfer vertheidigte Festung Friedericia einnahm. Unter dem Commando dieses Mannes finden wir auch den Prinzen von Homburg wieder. — Um seine Erfolge ganz auszunutzen, beschloß Karl Gustav die dänischen Inseln selbst zu erobern. In kühnem Zuge, bei dem sich das Eis des kleinen Belts unter dem Tritte der Soldaten bog, führte er seine Truppen nach Fünen und von dort über den großen Belt nach Seeland, wo er alsbald zur Belagerung Kopenhagens schritt. Bei derselben zeichnete sich der Prinz von Homburg vortheilhaft aus und gerieth mehrfach in Lebensgefahr. Einem dänischen Obristlieutenant, der die Musquete auf ihn anlegt, ruft er die drastischen Worte zu: „Schieß, du Hund!“ Der Mann giebt Feuer, und man hält den Prinzen, der sich auf den Sattelknopf niederbückt, schon für todt, doch ein glücklicher Zufall hat ihn gerettet. Die Schärpe hat das tödtliche Geschosß aufgehalten. Weniger glücklich erging es ihm, als die Schweden von der Seeseite, wo die Festungswerke besonders schwach waren, Kopenhagen anzugreifen unternahmen. Dem Landgrafen, der sich besonders exponirte, wurde das rechte Bein von einer 6pfündigen Kanonenkugel abgeschossen, so daß das Pferd „durch und durch geschossen“ wurde, und auf seinem fürstlichen Reiter verendete. „Zhr Schenkel,“ erzählt des Prinzen Kammerdiener Pocksen in seinen Aufzeichnungen, „war abgeschossen, er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab, und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjudant gerennet kam, und brachte ein Glas mit Schlagwasser, sie damit anzustreichen. Nahmen Sie dem Arjudant das Glas aus der Hand und setzten es an den Mund und tranken es aus; darauf wurden sie wieder ganz frisch. Wurden Se. D. in einen Schlitten gelegt, daß sie unter den Stücken hinwegkämen, brachten sie ihn nach ihrem Quartier.“ Als Belohnung für seine Tapferkeit ernannte der König den schwer darniederliegenden Prinzen zum Generalmajor der Cavallerie und versprach ihm eine jährliche Pension von 2000 Reichsthalern bis an sein Lebensende. Wir werden bald sehen, wie wenig diese Versprechungen gehalten wurden.

Da der Prinz durch seine Verwundung an kriegerischer Thätigkeit

zunächst verhindert war, so wollte er nach Holland reisen, um dort Genesung zu finden. Aber das Schiff, mit dem der Prinz reiste, litt Havarie und dabei verlor derselbe die Schatulle mit seinem Gelde und allen Nachweisen über seine schwedischen Dienste. In Folge dieses Unfalles gab er seine holländische Reise auf und begab sich nach Hause, um sich dauernd zu erholen. Dabei stellte sich auf der Reise in der Wunde der kalte Brand ein, doch überwand der Prinz auch dieses Mal das gefährliche Leiden. Seit dieser Zeit trug er aber ein silbernes Bein und behielt in Folge dessen bei seinen Zeitgenossen dauernd den Beinamen des „Prinzen mit dem silbernen Bein“. — Kaum genesen, erhielt der Prinz die Nachricht vom Tode Karl Gustavs von Schweden und daß die vormundschaftliche Regierung des Königreiches ihn aus der schwedischen Armee entlassen und ihm die zugesicherte Pension entzogen habe. Bei den sich hieran knüpfenden Verhandlungen hatte Friedrich von Homburg den oben erwähnten Verlust aller seiner Documente bitter zu beklagen.

Prinz Friedrich, der seine Gesundheit der Krone Schweden zum Opfer gebracht hatte und gänzlich mittellos dastand, wäre durch diesen schändlichen Undank, mit dem ihm gelohnt wurde, schwer geschädigt worden, wenn er nicht noch kurz vorher eine Ehe eingegangen wäre, die ihn zum Gemahl einer der reichsten Damen Schwedens machte. Er heirathete nämlich die 58 Jahre alte Gräfin Margaretha Brahe, die schon zwei Mal und zwar mit Bengt Orenstjerna, dann mit Johann Orenstjerna, dem Sohn des großen Staatsmannes, verhehlicht gewesen war. Wir können nicht annehmen, daß unser Prinz zu der 30 Jahre älteren Frau, mag sie noch so liebenswürdig gewesen sein, sich hingezogen gefühlt hätte, wenn nicht ihre großen Reichthümer ihm die Aussicht gewährten, sich eine unabhängige Zukunft zu gestalten. Es ist der derbe realistische Zug der Zeit, der uns auch in dieser Handlungsweise so überraschend entgegentritt. Zunächst freilich brachte diese Heirath unseren Prinzen in peinliche persönliche Verwickelungen. Der Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, ein 66jähriger Wittwer mit zahlreichen Kindern, hatte sich ebenfalls um die reiche Gräfin Brahe beworben, ja sogar schon, durch das Entgegenkommen derselben verleitet, eine Gesandtschaft nach Stockholm geschickt, um sich officiell ihr Jawort zu erbitten. Durch seinen Mißerfolg auf das Schwerste gereizt, ließ er im Jahre 1661 eine Schmähschrift gegen die Gräfin Brahe erscheinen, von welcher unser Prinz meinte, „sie sei nur von einem Sauhirten zu vermuthen“ gewesen, sie sei eine „verfluchte Lügenschrist“ u. s. w. Auch eine Gegenschrist unter dem Titel: „der beantwortete zwar ungenannte aber überaus schandlose und unverschämte nassau-dillenburgische Pasquillant“ ließ er erscheinen, um zu beweisen, daß

die Gräfin Brahe keineswegs durch ein Eheversprechen dem Grafen von Nassau gegenüber gebunden gewesen wäre. Mit dem Vermögen seiner Gemahlin kaufte der Prinz sich jetzt mehrere Güter, so das Amt Weserlingen im Halberstädtischen und Neustadt an der Dosse in Brandenburg. Die Ehe mit der Gräfin Brahe wurde im Jahre 1669 durch den Tod derselben gelöst, und der Prinz blieb auch in der Folge ein wohlsituirter Mann, da seine Gattin ihn zu ihrem Universalerben eingesetzt hatte, unter Anderem auch aus dem Grunde, weil er sie „so herzlich liebe und ehre und mit allen Treuen meine“ und sich ihrer stets „getreulich angenommen habe“. Während aller dieser Jahre finden wir den Prinzen auf seinen Gütern eifrig beschäftigt, und der tapfere Krieger tritt uns nun als ein sorgfamer Administrator entgegen, der stets das Praktische findet und mit scharfem Blicke erkennt, was Noth thut.

Seine besondere Fürsorge wandte er dem Amte Neustadt zu, wo er eine Eisenhütte, eine Glashütte und manche andere nützliche Unternehmungen ins Leben rief, den Grund zu der jetzigen Stadtkirche legte und im Jahre 1664 dem aufblühenden Orte vom Großen Kurfürsten die Stadtgerechtigkeit erwirkte. Manches von dem, was unser Prinz in Neustadt geschaffen, prosperirt, wie Theodor Fontane erzählt¹, noch bis zu dieser Stunde.

* * *

Die Erwerbungen, welche der Prinz im Brandenburgischen gemacht hatte, waren die erste Veranlassung, daß er in die Dienste des Mannes trat, der mit Recht als der Begründer der Größe Preußens verehrt wird. Bevor er jedoch in die Armee des Großen Kurfürsten eintrat, ging er seine zweite Ehe ein; und gerade die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit das Interesse des Prinzen von Homburg wahrnahm, ist für den großen Mann und sein Verhalten zu seiner Schwester Louise Charlotte und deren Gemahl, dem Herzoge Jacob von Kurland, so charakteristisch, daß genauere Mittheilungen über diese Eheschließung wohl gerechtfertigt erscheinen, um so mehr, als sie auch geeignet sind, uns das Bild des geschichtlichen Prinzen von Homburg lebendiger zu vergegenwärtigen.

Bereits kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin (am 15. August 1669) muß im Prinzen von Homburg der Wunsch rege geworden sein, sich wieder zu verheirathen. Wenn seine Wahl auf die Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland fiel, so ist hierbei wohl anzunehmen, daß die Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Kassel, eine Schwester der Herzogin Louise Charlotte, welche auf den Prinzen von Homburg großen Einfluß besaß, ihre

¹ Wanderungen durch die Mark Brandenburg III. Die Grafschaft Ruppin. 4. Aufl. S. 360—367.

Hand mit im Spiele gehabt habe. Andererseits mag dem Großen Kurfürsten selbst daran gelegen haben, eine Verbindung zu fördern, welche auch ihn mit dem wohlgeschätzten Kriegermanne in nähere Beziehungen zu bringen versprach.

Schon im October 1669 sind die Verhandlungen im Gange; der Landgraf schreibt an seine zukünftige Schwiegermutter, ihm habe ein Herr von Ziegenhain viel über die kurländische Fürstenfamilie erzählt, „wir haben fast den ganzen Abend zusammen geplaudert von Kurland, und hat er mir, wann die Wahrheit sagen darf, so viel Gutes von den hohen Meriten der allerliebsten Prinzesse gesagt, daß nun noch impatienter bin, bis die genade hab von E. Vd. einige Schreiben und Befehl zu erhalten.“¹ Vergewärtigen wir uns nun in kurzen Zügen, wie der Lebensgang der jungen kurländischen Fürstentochter sich bisher gestaltet hatte.

Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland ist am 12. August 1646 gegen 6 Uhr Abends auf dem Schlosse zu Mitau geboren worden². Ihr Vater, Herzog Jacob von Kurland³, war eine groß angelegte Persönlichkeit, für deren volle Entfaltung die kleinen kurländischen Verhältnisse nicht die rechte Möglichkeit boten. Seine Gemahlin, Louise Charlotte, erscheint demjenigen, der sich das Sein und Walten dieser edlen Fürstin etwa nach ihren Briefen veranschaulicht, in einem selten lebenswürdigen Lichte. Eine liebevolle Gattin, theilt sie die oft schweren Sorgen ihres Gemahls und bleibt ihren Kindern allezeit eine liebevolle Mutter. „So ein gnedige Frau Mutter ist in der wehld nicht zu finden, als E. Vd. sind,“ lesen wir in einem Briefe der Prinzessin Louise Elisabeth. Nach dem zu urtheilen, was wir über die Erziehung der Söhne Herzog Jacobs wissen, wird auch die der Prinzessin eine sorgfältige gewesen sein, zumal wir annehmen dürfen, daß die Herzogin bei der Erziehung ihrer ältesten Tochter dieselben Grundsätze befolgt hat, wie sie später bei der ihrer jüngsten, Marie Amalie, der späteren Landgräfin von Kassel, zur Anwendung gelangten. „Meine Marigen habe ich erzogen als ein hauskindt, das Von Aller Fines und arglist Nichtes Weis,“ so schreibt die Herzogin an den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1669⁴. Ein devoter Verseschmied bezeichnet die Prinzessin Louise Elisabeth bei ihrem Scheiden aus Kurland als:

¹ Friedrich v. Homburg an Louise Charlotte, d. d. Homburg, d. 6. Oct. 1669.

² Herzog Jacob an Amalie Elisabeth, Landgräfin zu Hessen-Kassel, d. d. Mytow d. 30. August 1647. Copie des im kgl. Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitze.

³ Prinzessin Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte von Kurland, d. d. Berlin, d. 9. October 1670.

⁴ Louise Charlotte von Kurland an Karl von Hessen-Kassel, d. d. Mitau, d. 5. October 1669. Copie des im Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitze.

„Ein Zierde dieser Zeit, ein Spiegel aller Tugend,
Womit Sie angeschmückt von Anfang Ihrer Jugend¹."

Wird man mit Recht ein solches Zeugniß nur zum kleinen Theil gelten lassen wollen, so ist uns der Briefwechsel Louise Elisabeths während ihrer Kinderzeit eine um so reinere, wenn auch nur spärlich fließende Quelle für die Erkenntniß ihres Gemüthslebens. Der liebenswürdige Zug, der uns in der Familie des Herzog Jacob so stark entgegentritt, das Familiengefühl, das liebevolle Zusammenhalten der Geschwister, wir finden das Alles auch bei der Prinzessin Louise Elisabeth wieder. In eifrigem Briefwechsel steht sie mit ihren Brüdern, wenn diese in der Ferne weilen, und den ältesten, Friedrich Casimir, den späteren Herzog von Kurland, scheint sie besonders geliebt zu haben. Als der Prinz seine große Bildungsreise nach Deutschland angetreten hat, da giebt es stets Etwas aus Kurland zu berichten und zu senden. „Gw. Vd.,“ schreibt die 14-jährige Schwester, „werde ich schon mein Chonterfee schicken, aber E. L. Müffen mich ihrß auch wieder schücken. ich wollte wünschen, das ich das Glück mocht haben, E. L. hier zu sen, eir lieben versehen sich das nicht ein stunde Vorbeiget, das ich an E. L. lieben gedenk. ich wolt wünschen, das ich mocht so glücklich sein, das E. lieben so oft an mich gedachten, wie ich an E. L.“ Als der Bruder schwer erkrankt, da betheuert sie ihm nach seiner Genesung: „ich wins mich den thag nimmer zu erleben, das E. L. sollen sterben, so werde ich gewis auch nicht gerne mich länger wünschen zu leben, dan ich bilde mich ein, das ich noch die liebste Schwester bei E. L. were sehn, wie zu fohren, wann ich das nicht versichert wehr, so wirdt ich mich recht sehr grehmen.“ Als der brieffaule Bruder ihr nicht antwortet, da meint sie, früher habe sie sich rühmen können, daß „ich einen lieben Bruder hab gehabt, nuh ist es leider ganz aus².“ Mehr wissen wir über die Erziehung der Prinzessin im Einzelnen nichts zu sagen, als daß sie in den Lehren der reformirten Kirche erzogen wurde. Zwar hing das fürstliche Haus der Kettler seit den Tagen, da der livländische Ordensstaat zusammenbrach, streng der Lehre Luthers an, aber es gelang der Herzogin Louise Charlotte, welche gleich ihrem berühmten Bruder und ihrer Schwester, der Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel, eine hochheifrige Reformirte war, bei der Erziehung ihrer Kinder mehrfach den Standpunkt ihrer Kirche zur Geltung zu bringen. Nicht allein ein so nachgiebiger Mann, wie der Superintendent Daniel Haffstein, sondern sogar

¹ „Glückwünschung zu der bevorstehenden Reise ic.“ von Joh. Herre. Mitau. Gedrukt bei Michael Karnall. In einem Sammelbände des kurländischen Provinzial-Museums.

² Briefe Louise Elisabeths an Friedrich Casimir vom 6. Juli 1661, 15. März 1666 und mehrere ohne Datum.

der streng lutherische Superintendent Paul Einhorn¹ unterließen bei der Taufe der fürstlichen Kinder den damals von der lutherischen Kirche besonders betonten Exorcismus und machten der Landesfürstin noch andere Concessionen. Ihre Töchter erzog die Herzogin Louise Charlotte reformirt, entsprechend den Bestimmungen der Ehepacten, welche am 13. Juli 1645 festgestellt worden waren. Diese besagten nämlich, daß „Kinder beiderlei Geschlechts bis ins 7. Jahr von Ihrer Vbd., als der Frau Mutter, in der Furcht des Herrn erzogen werden,“ Töchter „auch nach der Zeit nicht minder der freyen Mütterlichen education vorbehalten bleiben“ sollten, während die Söhne nach diesem Lebensjahre den „Verfassungen und Reversalen“ gemäß in der evangelischen, d. h. lutherischen Religion zu unterweisen seien. Neuerdings ist nun gezeigt worden, daß auch der Prinz Alexander von Kurland in Folge des Einflusses seiner Mutter zur reformirten Kirche übertrat und der Herzog Ferdinand bei dem Adel seines Landes ebenfalls in den Verdacht gerieth, seine Confession gewechselt zu haben².

Das äußere Leben der Prinzessin Louise Elisabeth war durch die Verhältnisse der Politik nicht unberührt geblieben. 12 Jahre alt, war sie gleich den übrigen Geschwistern in die schwedische Gefangenschaft weggeführt worden, und auch in der Folgezeit brachte es die bedrohte Lage des kleinen Herzogthums mit sich, daß die fürstlichen Kinder zeitweilig in Deutschland, besonders in der Residenzstadt des großen Oheims, ihren Aufenthalt nehmen mußten³.

Nach dem oben Gesagten versteht man es, daß, als die Frage einer Ehe der Prinzessin mit dem Prinzen von Homburg in Erwägung gezogen wurde, die Frage der Religion selbstverständlich nicht übergangen werden konnte. In den Verhandlungen, welche der Heirath vorausgingen, spielt sie dann auch eine hervorragende Rolle. Prinz Friedrich war schon im Frühjahr (wohl Anfang März) 1690 nach Berlin gekommen, um mit dem Großen Kurfürsten, welcher die Ehe vermittelte, die Ehepacten persönlich im Einzelnen zu besprechen.

Allerdings stand der Prinz innerlich der reformirten Kirche damals bereits näher, als der lutherischen, in deren Lehren er erzogen war, aber äußere Gründe hielten ihn zunächst von einem offenkundigen Glaubens-

¹ Ein altes Verzeichniß der fürstl. Kinder nebst Angaben ihrer Geburts- und Taufstage ic. im kurl. Ritt.-Archiv.

² Hierüber siehe die Mittheilungen in der Denkschrift zur Gedächtnißfeier des 150jährigen Bestehens des reformirten Gotteshauses in Mitau. S. 5—13 (Victor Felskös Verlag).

³ Herzog Jacob an Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, d. d. 3. Nov. 1665. Berlin. Staatsarchiv. Orig.-Rep. 9 Nr. 7, S. 5. Copie in meinem Besitze.

wechsel zurück. „Was die Religion betrifft,“ schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „da kann ich E. Vd. wohl versichern, das er gutte inclination zu Unserer Religion hatt, Wegen seiner Brüder halber muß er es sich noch nicht merken lassen, er bittet, das in der Heirath Verschreibung solches ausgelassen Werden möge, erbeudt sich aber dafür einen revers Unter Seiner handt Undt Siegell zu geben, Welchen man anstellen mogte, so Wie man will, Welches dann auf eines außkumbt.“

Wegen der Errichtung der Ehepacten solle der Herzog eine zuverlässige Persönlichkeit aus Kurland absenden, doch würde der Abschluß derselben am besten in Kassel erfolgen, „weil Unsere Schwester des Landtgraffen ganz mächtig ist“². Die Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel that denn auch Alles, um den Prinzen geneigt zu machen, in die Ehepacten Bestimmungen aufzunehmen, welche der Confession der kurländischen Prinzessin Genüge leisten sollten. Die Wünsche des herzoglichen Paares in Kurland gingen dahin, daß die Prinzessin in der Ausübung ihres Glaubens unbefchränkt sein, etwa der Ehe entstammende Töchter aber reformirt erzogen werden sollten. Während dieser Verhandlungen ist Hedwig Sophie voll der besten Aussichten, nur bedauert sie, daß der Prinz seinen Glauben nicht wechseln wolle. „Den Revers,“ schreibt sie an ihren Bruder, den Großen Kurfürsten³, „werde ich sehen unterschreiben zu lassen, dann J. L. sich ganz nicht weigern; ich glaube aber, es werde doch gut sein, daß in den Ehepacten der Freiheit der Religion auch gedacht werde, sonst möcht' es Gedanken bei den Brüdern verursachen; doch daß es ein wenig gelind aufgesetzt werde, damit sie nicht Bedenken haben dürfen, es zu unterschreiben. Ich habe gehofft, E. L. und Dero Gemahlin würden den Landgraf bekehrt haben, da J. L. bei E. L. waren; nur Gott weiß die Stunde, wann er die Seinigen berufen will, der wird auch die Stunde ersehen, wann er diese Seele in seinen Weinberg berufen wird.“ Im Juni weiß der Große Kurfürst nach Kurland schon zu melden, daß es mit dem Reverse keine Schwierigkeiten haben werde. In der That wurden diese Schwierigkeiten auch bald gelöst. Als der Prinz im Hochsommer auf seinem Gute Weserlingen schwer erkrankte, faßte er den Entschluß, sich auch äußerlich mit der reformirten Kirche zu vereinigen. „E. L. Sohn,“ schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „der Landgraff, ist Unserer Religion geworden, Wie er dan schon Vom Hofprediger Von Kassel das nachtmall auf Unsere ahrdt empfangen hat.“

¹ Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte. d. d. 4. März 1670.

² Bei Jungfer, l. c. Beilage Nr. 5 (d. d. Kassel d. 14. April 1670).

³ Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte. d. d. Potsdam, d. 6. Sept. 1670. d. d. Cöln a. d. Spree, d. 13. Juni 1670.

War somit eine wichtige Frage gelöst, so blieb noch eine andere, peinlichere zu erledigen. Die Verhandlungen über die Ehepacten und ins Besondere über die materiellen Verpflichtungen, welche die fürstlichen Gatten gegen einander übernehmen sollten, zogen sich in die Länge. Besonders scheint man in Mitau Schwierigkeiten gemacht zu haben. Inzwischen war die fürstliche Braut auf dringende Aufforderung des Großen Kurfürsten und ihres zukünftigen Gatten, welcher ja die Prinzessin noch gar nicht kannte, am 19. Mai in Begleitung eines Herrn von Bistramb von Mitau aufgebrochen, am 21. Juni (1. Juli) um 9 Uhr Abends in Berlin angelangt, wo sie an Stelle des abwesenden Kurfürsten von den beiden älteren Söhnen desselben empfangen wurde. Der Bräutigam der Prinzessin war damals nicht in Berlin, erst am 13. Juli (a. St.) traf er in der brandenburgischen Residenz ein und hatte noch an demselben Abend eine zweistündige Unterredung mit seiner Braut. „Sie gefehlt ihm gar woll, er ist ein überaus lieber Herr,“ so schreibt Bistramb an die Herzogin Louise Charlotte, und dieser Mittheilung läßt er einige Wochen später folgende Versicherung folgen: „Auch kann ich E. Hochfürstl. Durchl. Unbericht nicht lassen, wie herzlich die beyde hochfürstl. Personen sich lieben. Gott verbünde ihrer Herzen; ihr Durchl. die Prinzessin hatt auffß neuw ein pahr kostbare ohrgehenge von Sr. Durchl. dem landtgrawen bekommen.“ Diesem Geschenke folgen noch manche andere, ein Armband mit Diamanten, ja sogar „ein Carosz mit 6 pferden“. Die Hochzeit wurde auf Mitte August festgesetzt, da man aller Schwierigkeiten bald Herr zu werden hoffte. Als sich diese Hoffnung zerschlug, wurde die Hochzeit verschoben, bis des Landgrafen Rath Geismar, der mit der Schnellpost nach Kurland reiste, heimgekehrt sein würde und alle „Difficultäten“ beseitigt wären¹. Man kann sich vorstellen, in eine wie peinliche Lage die Prinzessin kommen mußte, als die Verhandlungen dermaßen in Stockung geriethen, daß sich schließlich ihr Ende gar nicht absehen ließ. In erregten Worten geht Louise Elisabeth ihre Mutter an², sie möge auf Herzog Jacob einwirken, daß er die billigen Anforderungen des Prinzen von Homburg erfülle. „Auf sohn weis, wan der fürst nichtens sol mittfrigen, wuhns ich mich lieber bey E. L., es wehr besser Als das ich soldt Ungeglücklich bey im sein und immer vorwurf haben; hette ich gewußt, das es mich so solt gen, nicht 10 pferd hetten mich sollen aus Churlandt Ziegen; ich hab' mich eingebild, es wehr Alles richtig, das ein jede Kind wüßte, was es haben sol, Aber nu gett es so. wan ich nicht selber schande darVon hett, ich kem mitt E. L. Hofmeisterin wieder zurück, dan Von Liebe Alle in kann

¹ Bistramb an Herzogin Louise Charlotte. d. d. Berlin d. 12. Sept. 1670 und mehrere Briefe ohne Datum.

² Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte d. d. Cölln, d. 9. Oct. 1670.

man nicht essen. Pasianee. Herr Vater hett das E. L. sollen sagen und mich nicht Unglücklich machen. Vielleicht will Herr Vater es gern, Gott wird es aber Audehr machen Und Vor mich sorgen, dem stell ich Alles heim, ich glaub, das nicht ein Unglückiger Mensch Unter dehr sonnen kann sein, Als ich und Gott hadt mich doch Alle Zeit geholfen. E. L. Vergeben mich, das ich mein meinung so frey schreib, Aber was das Herz Voll ist, gett der muntt ibehr, dan wan ein wurm gethretten wird, so kriempt er sich, Vielmehr ein mens, das sein Verstand hadt.“ — Sie bittet dringend, im Punkte des Geldes keine Schwierigkeiten zu machen, sie meint, der Prinz von Homburg sei nur ein deutscher Fürst, und die haben nicht Viel zum Beißen. Sie bittet ihre Mutter um Uebersendung ihrer Perlen und um Geld, da sie dessen sehr bedürfe. „Weis nicht, wie ich es mitt das gehlbt werde machen, dann ich nichtes kann geleied krigen, in ein firzehn tag sohl die HoZeit sein; wie ich noch aus Berlin komme, das weiß Gott.“ Der Prinz schreibe ihr gelegentlich, sie werde der Mutter die Briefe schicken, „aber Unterweillen bringt er solche poffen, das E. L. würden lachen“. — Mochte so der Prinz seiner Braut in seinen Briefen liebenswürdig entgegnetreten, mochte er es, wie oben erzählt, an Aufmerksamkeiten ihr gegenüber nicht fehlen lassen, so war er doch keineswegs gesonnen, die Ehe zu schließen, ehe er genau wußte, was er in materieller Hinsicht zu erwarten hatte. Vielleicht gehen wir nicht irre in der Annahme, daß in den zwei von einander nicht unerheblich abweichenden Entwürfen zu Ehepacten, die sich erhalten haben, jener Widerstreit der Interessen des Herzogs von Kurland und seines Schwiegersohnes seinen deutlichen Ausdruck findet. In dem einen derselben, welchen, wie wir sehen werden, der neueste Biograph des Prinzen von Homburg mit Unrecht als die abgeschlossenen Ehepacten ansieht und veröffentlicht, sind die Leistungen des Landgrafen an seine zukünftige Gemahlin geringer bemessen, die Verpflichtungen des Herzogs seiner Tochter und deren Gemahl gegenüber dagegen viel größere, als in dem anderen Projecte, welches sich abgeschrieben in der dorpater Universitätsbibliothek erhalten hat. Haben wir in dem letzteren die Formulirung der Vorschläge des Herzogs zu sehen, so dürfte das erstere uns dagegen zeigen, wie sich dieselben im Laufe der durch Weizmar in Mitau geführten Verhandlungen allmählich veränderten und den Wünschen des Landgrafen sich näherten; freilich nicht in dem Maße, daß die Differenzen der beiden contrahirenden Theile sich gänzlich lösten, denn, wie die späteren Mittheilungen zeigen werden, wurden Verhandlungen über erst abzuschließende Ehepacten noch nach der Hochzeit der Prinzessin Louise Elisabeth zwischen Berlin und Mitau gepflogen. Daß wir es in diesen beiden Entwürfen eben nur mit solchen zu thun haben, dürfte sich auch daraus ergeben, daß die beiden Actenstücke nicht datirt sind, was bei einer

rechtskräftig vollzogenen Urkunde kaum der Fall gewesen sein wird. Suchen wir uns nun den wesentlichsten Inhalt dieser Actenstücke zu vergegenwärtigen, die, wenn auch nur Entwürfe, zum großen Theile gewiß den schließlich vereinbarten Ehepacten entsprochen haben dürften. Das beiderseitige Heirathsgut wurde auf je 20,000 Rthl. festgesetzt. Dazu sollte der Prinz von Homburg seine Gattin „nebst Ueberreichung eines rühmlichen Kleinodes oder anderer fürstl. Praesents mit 4000 Gulden — — — bemorgengaben, sowie zum täglichen Handpfennig und Spielgelde, auch Fhrer selbstigen Kleidung jährlich auf 3 Termin 2000 Gulden zeit seines Lebens auszahlen“. Abweichend davon erscheint in dem einen Projecte statt der letztgenannten Summe die von nur 1000 Gulden. Ferner sollte der Prinz „eine Hofmeisterin, drei adelige Jungfern, Kammer- und andere Mägde nach Nothdurft, einen Junker, 2 Pagen und zwei Lakaien mit Besoldung, Kleidung und andern Zubehör zu versorgen und zu unterhalten“ haben. Minder greifbar waren die Aussichten, welche nach diesen beiden Entwürfen Herzog Jacob seinem Schwiegersohne machte. Er übernahm „seine Tochter mit fürstl. Geschmück, Kleidern, Kleinodien, Silbergeschirr und allen anderen — —“ zu versehen. „Ferner wollen wir, Jacobus u., Unsere Tochter über obberührte Ehegelder noch mit einer Summa von 60000 Rthl. dergestalt versehen haben, daß, sobald wir entweder aus Polen, Schweden oder anderen Dertern unsere Schulden werden mächtig werden können, dieselbe an gewisse Dertter, es sei Städt oder Ambter auf interesse geleyet werden sollen, damit Se. L. der Landgraf Friedrich die Zinse jährlich daraus habe und so lange Er lebet, zu Seinem und Seiner Gemahlin Nutzen und Frommen anwenden möge, das Kapital aber an selbigen Ort unverrückt verbleibe. Sollten Wir aber die Gelder nach Erlegung der Ehegelder nicht mächtig werden können, alsdann Wollen Wir gedachte summa mit 5 pro cento verzinzen und jährlich zustellen.“ In dem den Ansprüchen des Landgrafen mehr gerecht werdenden Projecte erscheinen zwar statt der 60,000 Rthl. 70,000, aber es scheint sich bei den Differenzen zwischen Herzog Jacob und seinem Schwiegersohne weniger um die Größe der Summe, als vielmehr um die große Unsicherheit derselben gehandelt zu haben. Die Anwartschaft auf Gelder, welche dem Herzoge aus Polen und Schweden (wohl als Kriegssentschädigung von den Kriegsjahren 1655—1660 her) zustanden, oder welche er „an anderen Derttern“, etwa in Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Frankreich, für fortgenommene Schiffe zu fordern hatte, war in der That eine so problematische, daß man sich nicht wundern kann, wenn der Prinz von Homburg mit so unsicheren Factoren nicht rechnen wollte. Noch im Sommer des folgenden Jahres (1671) richtete der Große Kurfürst, der sich dem Prinzen gegenüber dazu für verpflichtet erachtete, ein geharnischtes Schreiben an seine Schwester in

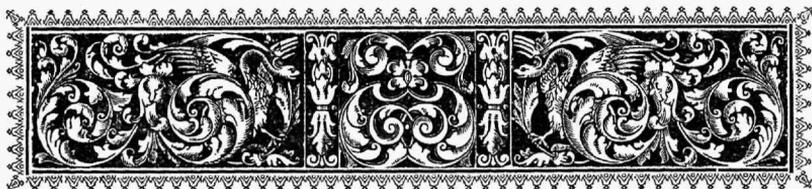
Mitau¹. „Ob ich zwar bedenken getragen, mehr zu schreiben, weiß ich aber sehr, das ohn E. Vdn. Undt Dero H. Seiten so Ungereimte Dinge in die Ehepacten gebracht, so hab ich mich nicht enthalten können, noch für dießes mahl dieselben zu erinnern Und zu gemüthe zu führen, ob man mit solchen Leuten solchergestalt handelten Und gleichsam in April schicken, Wie man den Landtgraffen thut, in die everschreibung (Eheverschreibung), da man Jhn mitt die gelber baldt nach Schweden, baldt nach Engellandt auff Ungewiße forderungen weißet, dießes mag der Gebrauch in Ehurlandt zwischen den Bauern sein, aber in Deutschland Unter den fürstlichen persohnen ist es nicht herkommen, noch erheret. Werden darumb bitten Undt ermahnen Ew. Vd. i z o Undt für alle mahl, dieselben Wollen sich nehenst dero H. begreifen und hierin thun, was recht Undt billigkeit mitt sich führet Undt solche ungewiße anweisungen in gewiße anweisungen verendern, damit ich sehen möge, das meine Wolgemeinten erinnerungen so zu Jhrer beiderseits häußere Wolfahrt Undt ehre gerichtet, nicht vergeblich gewesen sey, Ich zweiffele nicht, da noch in Ew. Vd. beiderseits einige ehre und generositet sey, dieselben werden hierin Sich eines andern bedenken Undt hierin dergestaltt verfahren, Wie es Unter Fürsten Herkommens Undt Jhnen beiderseits zu keiner blame und Verkleinerung gereichen möge.“ Es ist das eine offene Sprache, und sie scheint auch nicht ohne Erfolg geblieben zu sein. Leider besitzen wir nicht das schließlich ratificirte Abkommen. Auf die aus demselben sich ergebenden Zahlungsverbindlichkeiten werden wir noch mehrfach zurückzukommen Gelegenheit haben.

A. S e r a p h i m.

(Schluß folgt.)



¹ Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte von Kurland, d. d. Potsdam, den 16. Juni 1671.



Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810—1840)

nebst einer Biographie und Charakteristik des Verfassers, herausgegeben von
L. v. Schroeder.

Es ist bald ein Lustum her, seit der ehemalige Bibliothekar der dorpater Universität Emil Anders, fern von der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit als hochbetagter Greis seine Augen für immer geschlossen. Mit ihm wurde einer der besten und edelsten Männer, die in baltischen Landen gelebt und gewirkt, einer der treuesten Söhne Dorpats zu Grabe getragen, der mit dem Leben und Treiben der Musenstadt am Embachstrand seit dem Beginn des Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein so vertraut war, wie kaum ein Anderer, und der diese Stadt und das ganze baltische Land heiß und innig liebte mit der ganzen Kraft seines liebereichen Herzens; ein Mann, der durch pflichtgetreue Erfüllung seiner beruflichen Arbeit, durch Reinheit des Charakters und Adel der Gesinnung Anderen ein leuchtendes Vorbild gewesen; der während seines langen Lebens unter uns so viel Liebe und Freundschaft genossen, wie nur Wenige, und der diese Liebe und Freundschaft auch wie nur Wenige verdiente.

Als er starb, haben die Zeitungen unseres Landes seiner in ehrenvollen Worten des Nachrufs gedacht, und manches Blatt der Erinnerung ward auf dem Grabe des hochverdienten Mannes niedergelegt. Aber seine seltene Persönlichkeit ebensowohl, wie seine großen Verdienste um eines der wichtigsten Institute unserer Landesuniversität mußten es als eine fast selbstverständliche Forderung der Pietät erscheinen lassen, daß solche Erinnerungsblätter gesammelt an einer Stätte niedergelegt würden, wo sie als bleibendes Denkmal dessen, was dieser Mann einst gewesen, vor der Gefahr gesichert sind, als

lose Blätter von dem Winde verstreut zu werden und der Vergessenheit anheimzufallen. Das sprechend ähnliche, schöne Bild des Verstorbenen, vom Maler Bogatzky in Petersburg gemalt, das uns den Greis im reichen Schmuck des schneeweißen Haares und Bartes zeigt, ist an der Stätte seiner langjährigen Arbeit, in der dorpater Universitätsbibliothek, zu dauerndem Gedächtniß aufgestellt. Kein anderer Ort aber dürfte wohl so dazu angethan sein, das Bild seines Lebens aufzunehmen, kein Organ so sehr dazu berufen, das Andenken eines der besten Söhne baltischer Lande zu erneuern, als die „Baltische Monatschrift“.

Zu solcher Erneuerung des Andenkens an Emil Anders liegt aber jetzt noch ein besonderer und zwar ein sehr erfreulicher Anlaß vor.

Anders hat in den letzten Jahren seines langen Lebens auf wiederholte Bitte und Anregung von Seiten seiner Freunde und Verwandten die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen begonnen, und das umfangreiche Manuscript dieser Erinnerungen ist zusammt den übrigen hinterlassenen Papieren des hochverehrten väterlichen Freundes dem Schreiber dieser Zeilen von den Söhnen des Verstorbenen behufs literarischer Verwerthung anvertraut worden. Außer den erwähnten Aufzeichnungen der letzten Jahre finden sich unter diesen Papieren: 1) eine größere Anzahl zum Theil sehr schöner Gedichte und wohlgelungener metrischer Uebersetzungen aus fremden Sprachen, insbesondere aus dem Russischen und Französischen; 2) die Schilderung einer im Jahre 1822 ausgeführten Reise nach St. Petersburg; 3) sechs wohl- ausgearbeitete, inhaltreiche Vorträge, von denen die ersten drei Schiller, Jean Paul und Shakespeare behandeln, während die letzten drei der geschichtlichen Johanna von Orleans gewidmet sind.

Die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen hat Anders leider etwas zu spät unternommen. Der 80jährige Greis war nicht mehr im Stande, den reichen Schatz, der in seinem Gedächtniß ruhte, in ganzer Fülle schriftlich zu fixiren. Er begann naturgemäß mit der Schilderung seiner Kindheit und Jugendjahre, kam aber nur bis in die erste Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit an der dorpater Universitätsbibliothek; überhandnehmende Schwäche des Alters und der schließlich eintretende Tod verhinderten ihn daran, weiter fortzufahren. Es ist nur ein Bruchstück dieses langen und reichen Lebens, das uns die „Erinnerungen“ vorführen. Ferner war dem Verstorbenen nicht mehr möglich, das vorliegende Manuscript in eine druckfertige Form zu bringen; er hat die Feder mitten in der Arbeit niedergelegt. So ist dem Schreiber dieser Zeilen die Thätigkeit eines Redacteurs der Anders'schen Erinnerungen zugefallen. Manches war da zu feilen und zu glätten, Manches mußte ausgeschieden, Manches anders geordnet werden, als es von Anders' Hand geschrieben vorlag; aber die Arbeit war keine

unfruchtbare, sie war lohnend und genussreich, und der Schreiber dieser Zeilen bekennt gern, daß es ihm, ganz abgesehen von der Pietätsempfindung, die ihn dazu trieb, eine wirkliche Freude gewesen ist, diese Arbeit auszuführen; denn es sind ansprechende, höchst interessante Schilderungen aus dem alten Dorpat, in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts (etwa 1810 bis 1840); manche längst dahin gegangene Persönlichkeit erscheint in lebendigen, charakteristischen Zügen vor unseren Augen; manche Sitte, manche Einrichtung der alten Zeit taucht vor uns auf. Diese Bilder aus dem alten Dorpat sind mit warmer Liebe entworfen, mit feinem Sinn, mit der richtigen Empfindung für das, was damals gut war, aber durchaus ohne Ueberschätzung der „guten alten Zeit“. Die Schilderung enthält gar manche culturhistorisch und namentlich localhistorisch interessante Mittheilung, und — last not least — ein goldener Humor durchzieht und würzt das Ganze.

Hier steht der „alte Anders“ in derjenigen Eigenschaft vor uns, die stets besonders an ihm hervortrat und nicht wenig zu der großen Beliebtheit beigetragen, deren er sich während seines ganzen Lebens erfreut hat: als liebenswürdiger Erzähler, vor Allem Erzähler aus der „alten Zeit“.

Ein hervorragender Zug in Anders' Charakter war seine treue Liebe und Anhänglichkeit an die baltische Heimath und speciell an seine Vaterstadt Dorpat, mit welcher er ganz verwachsen war. Hier an dem Orte seiner Kindheits- und Jugenderinnerungen, seiner Mannesjahre und Amtswirksamkeit interessirte ihn Alles und Jedes. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen eine unvergeßliche und rührende Erinnerung, wie der alte, fast achtzigjährige Mann bei seinem letzten Besuche in Dorpat, im August des Jahres 1884, alle Straßen und Plätze der Stadt aufsuchte, um überall das Alte wieder zu begrüßen, das Neugewordene in Augenschein zu nehmen. „Hier interessirt mich jede Veränderung, jedes neue Haus — äußerte er — und von jedem Hause, von jedem Platze könnte ich Euch Geschichten erzählen.“

Mit der Vergangenheit Dorpats und speciell der Universität, mit der Geschichte unserer localen Gesellschaft aufs Nächste vertraut, unerschöpflich reich an Personalkenntniß, mit einem treuen Gedächtniß auch für das kleinste Detail ausgestattet, war er für die Jüngeren geradezu eine lebendige Chronik der Stadt und der Universität. Dabei hatte er in hervorragendem Grade die Gabe, in charakteristischen Zügen das Bild vergangener Zustände und einst hier lebender Persönlichkeiten vorzuführen, und verstand es, solche Schilderungen durch Hervorhebung manches heiteren, launigen Zuges in liebenswürdiger Weise zu würzen. Aber so gern er auch von der Vergangenheit sprach und erzählte — er hing nicht an ihr mit irgend welchen sentimentalen Empfindungen. Er freute sich des Fortschritts und nahm bei dem Rückblick in die Vergangenheit gern die Gelegenheit wahr, die glücklichen

Besserungen der späteren Zeit hervorzuheben. Nie, auch im höchsten Alter nicht, klagte er über die entschwundene gute alte Zeit. Als echter Idealist blieb er frisch und begeisterungsfähig für alles Gute, was die neue Zeit mit sich brachte und freute sich dessen mit vollem Verständniß.

Alle diese Eigenschaften von Anders treten in den „Erinnerungen“ mehr oder weniger deutlich hervor und können nicht verfehlen, dieselben zu einer überaus anziehenden Lectüre zu machen, vor Allem für einen Jeden, der, in baltischen Landen erwachsen, ein speciellcs Interesse für Dorpat und für die Universität hat. Allerdings wird Derjenige, der die humoristischen Geschichten aus alter Zeit noch aus Anders' eigenem Munde zu hören das Glück hatte, den charakteristischen Vortrag des Erzählers, sein Mienenpiel und seine Gesten vermissen. Anders verstand es in hohem Grade, die Stimme, den Dialekt, die Eigenart des Sprechens der vorgeführten Persönlichkeiten nachzuahmen, und dies Talent trug nicht wenig dazu bei, seine Geschichten lebendig und anziehend zu machen. Das ist mit dem lebenswürdigen Erzähler unwiderbringlich in's Grab gesunken. Aber auch ohne das werden die „Erinnerungen“ unfraglich allgemein interessiren und fesseln.

Eine ganz andere Seite von Anders' Persönlichkeit tritt uns in seinen hinterlassenen Gedichten entgegen, von denen wir eine kleine Auswahl mit den nothwendigen Erläuterungen den Erinnerungen als gewiß nicht unwillkommene Ergänzung folgen lassen wollen. Hier zeigt sich Anders als eine tief empfindende poetische Natur, mit der Gabe, seiner Empfindung den entsprechenden Ausdruck in Worten zu verleihen, und durchaus die poetische Form beherrschend. Insbesondere eine größere Anzahl Sonette dürfen als wirklich schöne Gedichte bezeichnet werden, die der Veröffentlichung durchaus werth sind. Mit diesen poetischen Schöpfungen war Anders ungemein zurückhaltend. Die wenigsten seiner Freunde haben dieselben gekannt, und selbst seinen Kindern hat er bei Lebzeiten nicht Alles mitgetheilt. Es hing dies mit einem stark ausgeprägten Zuge seines Charakters zusammen, seiner außerordentlich großen Bescheidenheit, die ich nicht anstehe eine übergroße zu nennen, wenn sie auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn in dem Kreise der Freunde, mit denen er lebte, so ungewöhnlich beliebt zu machen. Er dachte nicht groß von seinen Gaben, seiner Befähigung für wissenschaftliche oder dichterische Production. Sein Ideal, das er schon als Jüngling, ja als Knabe, mit leidenschaftlichem Enthusiasmus erfaßte, dem er mit der ganzen Energie seines Wesens während seines langen Lebens zustrebte, es war dasselbe, das wir auch als Ideal der großen Blüthezeit unserer Literatur bezeichnen müssen, in welche Anders' Kindheit und Jugendzeit noch hinein fällt: das Ideal einer möglichst umfassenden Ausbildung der gesammten Persönlichkeit nach Maßgabe ihrer Kräfte, einer wahrhaft humanen Bildung,

die Wissenschaft und Kunst, so weit dies irgend erreichbar, allseitig zu erfassen strebt¹.

Wie klar dieses Bildungsideal ihm schon in jungen Jahren vor den Augen stand, mit welcher Begeisterung er sich demselben weihete, dafür legt ein schönes Zeugniß ab die Beschreibung der Reise nach St. Petersburg im J. 1822. Als Anders diese Reise machte, war er ein junger Mann von 16 Jahren. Die bald darauf entworfene Schilderung derselben offenbart eine geistige Reise, die auf dieser Altersstufe durchaus überraschend und ungewöhnlich genannt werden muß; sie lehrt uns ferner die feine Beobachtungsgabe des jungen Mannes kennen, zeigt ihn in hohem Grade vertraut mit der Kunst des schriftlichen Ausdrucks, die in jener Zeit noch sehr gepflegt wurde, und wirkt überaus erwärmend durch den an vielen Stellen deutlich hervortretenden Enthusiasmus für das oben bezeichnete Ideal. Aus der Schilderung dieser Reise muß Jedermann den Eindruck gewinnen, daß er hier eine geistig bedeutende Persönlichkeit vor sich hat, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es ein Jüngling ist, der so beobachtet und sowohl inhaltlich als auch formell so vorzüglich schildert. Auch diese Arbeit gedenken wir ganz oder theilweise späterhin den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen.

Wieder von einer anderen Seite lernen wir Anders durch die Vorträge über Schiller, Jean Paul und Shakespeare kennen, die bei Gelegenheit der Säcularfeier dieser Dichter in den Jahren 1859, 1863 und 1864 gehalten wurden. In diesen Vorträgen, die er im reifsten Mannesalter ausgearbeitet, tritt uns Anders als feiner Kenner der Literatur, als verständnisvoller Verehrer der großen Dichter entgegen; und der Umstand, daß er es war, dem man drei Mal an so bedeutsamen Tagen die Festrede übertrug, legt deutlich Zeugniß dafür ab, daß er in dem literarischen Leben der Stadt Dorpat eine leitende Stellung einnahm. Alle drei Vorträge sind im Locale der Kessource vor einer größeren Versammlung Gleichgesinnter gehalten, und mancher ältere Dorpatenser erinnert sich noch heute gern jener interessanten Stunden. Die drei Vorträge „über die geschichtliche Johanna von Orleans“, von gründlichen Studien zeugend, wurden im Jahre 1868 im dorpater Handwerkerverein gehalten.

Anders' Leben war keineswegs durch bedeutende Ereignisse und Erlebnisse ausgezeichnet; es spann sich dasselbe in seltener Ruhe und Stetigkeit ab in dem gleichen Kreise der amtlichen Arbeit, des geselligen und des Familienlebens; aber innerhalb dieses Kreises war es ein ungewöhnlich reiches, ein schönes und fruchtbares Leben.

Emil Alexander Lorenz Anders wurde den 18. Mai

¹ Im deutlichen Gegensatz zu der heute durchaus vorherrschenden specialistischen Fachbildung.

d. J. 1806 in Dorpat geboren, als Sohn des damaligen Kreis Schulinspectors, nachmaligen Bibliotheksecrätärs Carl Samuel Anders. Er besuchte zuerst die Kreissschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog i. J. 1823 die Universität daselbst, um sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Während der bis zum Jahre 1826 dauernden Studienzeit beschäftigte er sich aber hauptsächlich mit altklassischer Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Nichtsdestoweniger absolvirte er das juristische Studium als Candidat. Schon am 1. Mai d. J. 1826, nach kaum vollendetem Triennium wurde Anders als stellvertretender Bibliothekar-Gehilfe bei der dorpater Universitätsbibliothek angestellt. Im Juni des Jahres 1835 erhielt er die Stellung des Bibliotheksecrätärs und im December 1860 diejenige des Bibliothekars, welches Amt er bereits seit dem 21. Nov. 1842 neben den amtlichen Obliegenheiten des Bibliotheksecrätärs verwaltet hatte. Er leitete die dorpater Universitätsbibliothek bis zum 13. Oct. 1871, an welchem Tage seine Emeritirung erfolgte. Anders lebte hierauf noch einige Jahre in Dorpat, um dann zuerst zu seiner ältesten Tochter, der Gräfin Magda von Stenbock, auf das Gut Kolk in Estland, später nach St. Petersburg überzusiedeln, wo er im Kreise seiner Kinder einen schönen Lebensabend verbrachte und am 13. April d. J. 1887 im fast vollendetem 81. Lebensjahre starb.

Die berufliche Arbeit seines langen Lebens hat Emil Anders, wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, ausschließlich ein und demselben Institute gewidmet — einer Anstalt, die dazu bestimmt ist, dem heiligen Feuer der erkenntnißsuchenden Forschung beständig neue Nahrung zuzuführen, und die nicht wenig dazu beiträgt, Dorpat zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Arbeit in baltischen Landen zu machen — der Bibliothek unserer Universität. Des Amtes, das ihm hier geworden, hat er mit seltener Treue gewartet.

Will man Anders' Verdienst um die Universitätsbibliothek recht er-messen und würdigen, so muß man sich von Männern aus jener alten Zeit erzählen lassen, wie es vor ihm mit diesem Institute bestellt gewesen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt. Als er — zunächst als Ge-hilfe seines Vaters, des damaligen Bibliotheksecrätärs C. S. Anders — in jungen Jahren die Arbeit an der Bibliothek begann, war es mit dieser noch gar dürftig bestellt. Es existirte noch kein Katalog, die Bedienung war eine höchst mangelhafte, ja kaum vorhanden. Jedes Buch, das verlangt wurde, mußte Anders selbst auffuchen, herbeiholen, aufschreiben und jedes zurück-gebrachte wieder austreichen und auf's Repositorium zurücktragen — eine Arbeit, deren Beschwerlichkeit nur Wenige ganz zu ermessen vermögen. Dann begann die Arbeit der Katalogisirung. Von den noch vorhandenen alten

systematischen Katalogen ist der juristische — ein mächtiger Folioband — von Anders nach eigenem Plane angelegt und durchweg von seiner Hand geschrieben; die anderen Bände wurden unter Morgensterns Leitung von verschiedenen Personen geschrieben, doch auch in ihnen begegnet man überall Anders' Handschrift. Von dem später unternommenen Zettelkataloge ist der der sog. Morgensternschen Bibliothek wiederum durchgängig von Anders selbst geschrieben. Kastlos, unablässig arbeitete er zum Nutzen der Bibliothek; in ihrem Dienste war er unermüdet. Er that nicht nur, was die Pflicht gebot; er that weit mehr, denn ihm war die Bibliothek an's Herz gewachsen. Gegenüber den Besuchern derselben war er stets freundlich und dienstbereit, aber auch sehr bestimmt und energisch, wenn es galt, das Interesse des ihm anvertrauten Instituts zu wahren. Fünfundvierzig Jahre lang (1826 bis 1871) hat er demselben gedient; standen ihm auch später bei dieser Arbeit sehr tüchtige Kräfte zur Seite, so ist es doch nicht zu viel, wenn man sagt: durch ihn und unter ihm ist die Bibliothek emporgewachsen und zu dem geworden, was sie gegenwärtig darstellt.

Aber die Last der Berufsarbeit war nicht im Stande, ihn daran zu hindern, seiner eigenen geistigen Weiterbildung zu leben. Mit staunenswerther Arbeitskraft und Frische, mit seltenem Eifer wußte er sich eine so umfassende Bildung anzueignen, wie sie nur selten gefunden wird. Von Hause aus Jurist, hatte er sich bald der klassischen Alterthumswissenschaft zugewandt und bevorzugte weiterhin in langjähriger Arbeit die sprachlichen, literarischen, ästhetischen, historischen und geographischen Studien. Für das klassische Alterthum war und blieb er begeistert. Er hatte von der griechischen und römischen Literatur viel gelesen, unterrichtete mit Vorliebe auf diesem Gebiete und vertrat bis in sein höchstes Alter jedem etwaigen Angriff gegenüber energisch und aus vollster Ueberzeugung die klassischen Studien als die Grundlage unserer Bildung. Dabei beherrschte er von den neueren Sprachen das Russische, Englische, Französische und Italienische, und zwar in gründlichster Weise. Zum Studium der russischen Sprache und Literatur wurde er als Student durch einige russische Freunde und Altersgenossen, vor Allem den Dichter Jaskow und dessen Freund Tatarinow, angeregt, und bald schwärmte er für Puschkin und die romantische Schule der Russen; dies führte ihn dann auch zu weiteren umfassenderen Studien auf dem Gebiete der russischen Literatur. Später lernte er das Englische kennen, und die Vertiefung in die englische Literatur nahm ihn viele Jahre so sehr in Anspruch, daß alles Andere dem gegenüber in den Hintergrund trat. Für die deutsche klassische Literatur schwärmte er seit der Zeit, wo er als Knabe in einem Holzstall im Hofe des elterlichen Hauses über Schillers Jungfrau von Orleans Ströme von Thränen vergossen hatte. Zum Studium des

Französischen war er früh durch den Vater angeregt worden, welcher mit der französischen Sprache und Literatur sehr vertraut war und sich besonders mit der französischen Aufklärungsliteratur beschäftigte. Das Italienische hatte er zuerst als Vorbereitung zu einer Reise nach Italien erlernt und gleich mit der ihm eigenen Gründlichkeit betrieben.

Vermöge dieser umfassenden Bildung und des lebendigen Interesses, mit welchem er alle neuen Erscheinungen von Bedeutung erfaßte, gehörte er in literarischer Hinsicht zu den anregendsten Persönlichkeiten der Stadt Dorpat. Er las gern und oft vor, und es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören; denn er las höchst ausdrucksvoll, mit einer Kraft und Wärme der Begeisterung, die unwillkürlich fortriß. Stets durch eine bedeutende Dichtung, die er vorlas, selbst tief innerlich erfaßt und bewegt, theilte er seine Empfindung unwillkürlich auch dem Zuhörenden mit, und darin lag das eigentliche Geheimniß, das den Zauber seines Vorlesens ausmachte. Auch noch als Greis im schneeigen Haar hatte er sich diese Kraft der Begeisterung, die Andere mit fortriß, erhalten.

Ein Jahre lang dauernder Leseabend und ein englisches Kränzchen welchem namentlich auch eine Reihe von Professoren angehörten, waren Mittelpunkte dieser Interessen, und bei festlichen Gelegenheiten literarischen Charakters mußte Anders, wie wir schon gesehen haben, wiederholt den Redner machen, so wenig er es im Ganzen liebte, mit seiner Person an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die große Beliebtheit, deren sich Anders andauernd erfreute, war aber nicht blos in seiner umfassenden literarischen und humanen Bildung, in seinem Vorlesertalent, seiner Unterhaltungsgabe begründet, sondern sie beruhte in nicht geringerem Grade auf der seltenen Reinheit seines Charakters, dem Adel seiner Gesinnung, der Treue und Zuverlässigkeit seines Wesens, der Wärme und Unwandelbarkeit seiner freundschaftlichen Empfindung. Sonst überaus wohlwollend und tolerant, haßte er doch Eins: kleinliche Gesinnung und engherzige Philisterhaftigkeit. „Das denkt wie ein Seifensieder,“ pflegte er in solchem Anlaß wohl zu sagen. Seiner lebenswürdigen Bescheidenheit ist bereits früher gedacht worden. Dabei aber war er ein durchaus furchtloser Mann, muthig und fest auch Höhergestellten gegenüber und doch ohne jede Schroffheit und Härte — eine selten glückliche Mischung des Wesens, die ihm durch manche Schwierigkeiten des Lebens hindurch half und ihn zu einem Vertrauensmanne selbst derjenigen Vorgesetzten machte, mit denen Andere nur schwer sich abzufinden wußten.

Zu Anders' näherem Freundeskreise gehörten der bekannte hochverdiente Dr. med. Jaehmann, der allgemein beliebte und verehrte Professor der Medicin Johann Erdmann, der nicht minder ausgezeichnete Professor und

praktische Arzt Piers Walter, der Dr. med. Vogelsang, Anders' Vetter, der Dr. Fr. Brock, der Professor der Geschichte Carl Rathlef, der Gouvernements-Schuldirector Julius von Schroeder, der Professor der Nationalökonomie Eberhard Friedländer, der nachmalige berliner Professor Carl Reichart, der geistvolle Kunstgelehrte Carl von Liphart, der spätere Professor der Landwirthschaft Carl von Hehn, der feingebildete Franzose Pezet de Corval, ein Emigrant von vornehmer Geburt, der lebenswürdige Alexander von Kennenkampff, der durch literarische Interessen ausgezeichnete ehemalige Director des Veterinärinstituts Jessen; der Kreisfiscal Ed. v. Riedhoff, der Dr. med. Schönfeldt und der Besitzer von Choudleigh, von Wilcken, — drei echte alte Burschenschafter aus Anders' Zeit; ferner der Professor Ed. Dsenbrüggen, der Dichter Carl von Stern, der Naturforscher und Dichter Alexander von Schrenck, der Dr. med. G. Bröcker u. A. m.

Schlicht und anspruchslos war Anders' Lebensführung, aber die oben geschilderten Charaktereigenschaften und der gediegene geistige Inhalt, die anregende Fähigkeit seiner Person zogen viele Freunde in das bescheidene Haus am Fuße des Tschelferschen Berges.

Anders lebte in glücklichster Ehe mit seiner Frau Pauline, geb. Gräfin Stenbock, Tochter des Grafen Johann Diedrich Stenbock. Die Liebe zu ihr erfüllte sein Leben, sie hat ihn zu den schönsten seiner Gedichte begeistert. Als sie ihm wenige Jahre vor seinem Tode entrisen wurde, war er ganz gebrochen und konnte sich von dem schweren Verluste nie mehr erholen. An seinen Kindern erlebte er viel Freude. Die beiden Söhne leben gegenwärtig in angesehener Stellung in St. Petersburg, beide Töchter sind glücklich verheirathet. Das Verhältniß zwischen dem Vater und den Kindern war ein ungewöhnlich inniges, es hat wie milder wärmender Sonnenschein die letzten Lebensjahre des Greises verschönt. Er brachte dieselben im Kreise seiner Kinder zu, und in dieser Zeit schrieb er die „Erinnerungen“.





Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren.

Im Beginn dieses Jahrhunderts war die Kenntniß der Bezeichnung und der Anwendung der Arzneimittel, selbst bei dem gebildeten Publicum im Ganzen sehr gering. Man kannte die Hoffmannstropfen und den Fliederthee, man brauchte Mebes'schen Brustthee gegen die gewöhnlichen Hustenanfälle, das Wiener Tränkchen war sehr beliebt, in sehr schlechtem Ruf stand aber Calomel, das nach dem Beispiel der englischen Aerzte in so vielen Krankheiten, in großen Gaben verordnet, wackelnde und ausfallende Zähne, Speichelfluß und verdorbenes Zahnfleisch als Nachwirkung hinterließ, Moschus aber galt gleichsam als letzte Delung und wie ein stillschweigendes Bekenntniß von Seiten der Aerzte, daß nun mit diesem Kranken nichts mehr zu machen sei. Von Mineralwässern war fast gar nicht die Rede, höchstens wurde hier und da eine Krute Selters geleert; dafür waren aber als Frühjahrscuren sehr beliebt Molken und die so abscheulich schmeckenden frisch ausgepreßten Pflanzensäfte aus Löwenzahn, Schafgarbe, Cichorien zc. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte sehr verändert. Zuerst wurde das Chinin bekannt, schreckte aber noch sehr vor seinem allgemeinen Gebrauch zurück durch seinen hohen Preis, doch dieser ermäßigte sich später, und nun wird es mehr gehandhabt von den Händen der Laien als von den Aerzten. Dann wurde das Morphinum in den Gebrauch eingeführt, wurde aber erst durch die Pravaz'sche Spritze zu subcutanen Injectionen in der größten Ausdehnung in das große Publicum eingeführt. Eben so allgemein bekannt wurden allmählich Jod und Jodkalium, Bromkalium, Bittermandelwasser, Chloroform und Chloralhydrat. Durch die Vergiftungsfälle mit Coniin, Nicotin, Strychnin, Colchicin, Digitalin wurden diese Alkaloide den Laien bekannt. Populäre Schriften, Zeitungsartikel, die häufigen Anzeigen in den

Tagesblättern machten nicht nur die Namen der wirksamsten Arzneimittel der Laienwelt geläufig, sondern gaben ihr auch sehr vollständige Kenntniß von der Wirkungssphäre der einzelnen Mittel, so daß die allgemeine Benutzung dieser so kräftig wirkenden Substanzen noch viel weiter verbreitet wäre, als sie es jetzt ist, wenn nicht die strengen Medicinalgesetze über die Verabfolgung dieser Mittel der häufigen Anwendung derselben in Laienhand ein Hinderniß in den Weg legten. Und in der That, es ist nicht zu leugnen, daß namentlich Chinin und Morphinum durch die oft unleugbar rasche Beruhigung und Besänftigung der Schmerzen und des Fiebers, wenigstens für einige, wenn auch kurze Zeit, die größte Zuneigung der Krankenwelt sich erworben haben und sich immerfort täglich erwerben, obgleich es jetzt Jedem bekannt ist, daß der anhaltende Gebrauch beider Mittel für die Dauer die schlimmsten Folgen mit sich führt. — Es liegt wohl ganz nahe, daß Kranke, die mit dankbarem Herzen der eben erfahrenen Hilfe durch Chinin oder Morphinum sich erfreuen, sich nicht selten mit der Frage beschäftigen mögen, was wohl unsere Vorfahren zum Beispiel vor 300 Jahren in ähnlichen Leiden angewendet haben, wie sie ihre heftigen Schmerzen gestillt, wie sie das tobende Fieber gebändigt, wie sie überhaupt gegen die meisten Krankheiten vorgegangen sind, da mit wenig Ausnahmen fast alle Mittel der Neuzeit damals vollständig unbekannt waren. Durch ein günstiges Geschick sind wir in den Stand gesetzt, über diese Gegenstände recht ausführliche Kunde geben zu können. Es wurde nämlich im J. 1866 bei der Durchsicht der medicinischen Abtheilung der rigaschen Stadtbibliothek unter Nr. 1008 ein dem Dispensatorium des Valerius Cordus angebundenes, reichhaltiges Manuscript des Michael Braverus *can. med. & phil.* u. aus dem Jahre 1649 von mir gefunden. In diesem Manuscript werden mitgetheilt alle Mittel, die Anno 1649 in der Winter-Revision der rigaschen Apotheken und auch im Jahre 1614, 1622, 1627 in ihnen gefunden oder auch allmählich hinzugekommen, oder auch ausgeschlossen worden waren. Eine Taxe für diese Mittel ist leider nicht beigelegt. Darauf folgt aber noch ein Catalogus aller sonstigen Arzneimittel, die in keinem Dispensatorium zu finden sind, deren Gebrauch aber in Riga ganz allgemein und deren Wirksamkeit vollständig bewährt und die stets in der Apotheke von David Mertini vorrätzig gehalten werden.

Diese Mittel zerfallen in 8 Abschnitte: 1) Species und Pulver, 2) Latwergen, 3) Tränke und Sirupe, 4) Morsellen, Trochisken, 5) Extracte, 6) destillirte Wasser, 7) Salben, 8) Pflaster. In jeder Abtheilung wird nun die genaue Zubereitung der einzelnen Recepte mitgetheilt, nach dem noch jetzt geltenden nürnbergger Medicinalgewicht und nach Mensuren (Stof). Einem jedem Recept wird beigelegt, gegen welche Leiden das Mittel zu

gebrauchen sei, oft auch, in welcher Gabe es zu geben. Zum Theil sind diese Mittel componirt von damals in Riga lebenden Aerzten, Bavarus, Hövelius, Schröter, Middendorp, zum Theil sind die Autoren nicht angeführt, und wir müssen in diesem Falle wohl annehmen, daß die Mittel, irgendwann und von Verschiedenen zusammengestellt und verbessert, durch ihre anhaltend prompte Wirkung bei dem kranken Publicum sehr beliebt geworden sind. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir aussprechen, daß die Existenz dieser bewährten Arzneien gegen gewisse Krankheiten auf ein sehr häufiges Vorkommen dieser Krankheiten schließen läßt, sowie auch, daß das sehr häufige Dasein bestimmter Leiden Aerzte und Apotheker veranlaßte, auf Mittel zu sinnen, die, in großer Menge vorrätzig, dem kranken Publicum jeder Zeit zu Gebote standen, entweder nach ärztlicher Verordnung, oder auch nach der einfachen Anfrage von Seiten der Kranken, z. B. nach dem Pestmittel des Dr. Bavarus oder nach dem Fiebermittel des Dr. Hövelius. — In der Abtheilung Species und Pulver werden 47 Recepte mitgetheilt, in der über die Salben 27, in jener über Pflaster 22, die Extracte enthalten 25 Recepte, die anderen Abtheilungen eine geringere Anzahl derselben. Die meisten Recepte sind ganz ungewöhnlich complicirt und verlangen zu ihrer Herstellung 8 bis 10 Tage, nur einige bestehen aus 4 oder 5 Mitteln. Wir wollen späterhin die Abschrift eines der complicirtesten Mittel geben, mehr zu geben, würde der Raum nicht erlauben.

Wir müssen hier eine kurze Schilderung der Apothekenverhältnisse der damaligen Zeit einschleiben.

Die erste Stadtpothek wurde in Riga angelegt zwischen den Jahren 1410 und 1420, ein Stadtwundarzt besoldet, der Marktplatz und einige Hauptstraßen gepflastert, eine erste Thurmuhr angelegt. Aus den Erbebüchern der Stadt Riga Anno 1384 bis 1579 (Riga 1888, Rymmel) ersehen wir, daß im Jahre 1524 der Apotheker Andres einen Garten bei der Jakobsporte besaß und im Jahre 1534 ist von demselben Garten desselben Apothekers die Rede. In den Jahren 1571 und 1575 wird eines Apotheker-Gartens bei der Neupforte gedacht. Aber schon 1537 ist die Rede von einem Hause am Markte zwischen der Apotheke und Lambert Sterken's Haus. Diese Apotheke war vielleicht die große Apotheke und hat sich entweder immer oder eine lange Reihe von Jahren hindurch am Markt befunden, denn im J. 1573 wird von einem Hause gesprochen, das an der Zollbude und an der Apotheke sich befand, und die Zollbude war auch am Markte gelegen. — Wie die rigaschen Apotheken im 16. Jahrhundert beschaffen waren, können wir nicht wissen, in Deutschland müssen sie aber um dieselbe Zeit sehr mangelhaft bestellt gewesen sein, so daß sogar in einige protestantische Gesangbücher Klagen über dieselben aufgenommen sind. Bartholomäus

Ringewalt ließ nach der Melodie „Es ist das Heil uns kommen her“ die Gemeinde Gott anflehen:

Laß uns nit unterwegen,
 Verschaff getreue Prediger,
 Die unser fleißig pflegen.
 Für Hunds Apteckern uns bewar,
 Die gute Zähn ausbrechen,
 Und von ihr alt verfälschte War
 Fein wissen sich zu sprechen,
 Und führen doch vergiftet Kraut.
 Sein Schalk und Buben in der Haut,
 Die Land und Leut betriegen.
 Du Herr aus Gnaden selber flic
 Dein allerliebste Gemeine.

Am Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Riga weder eine Apotheker-Verordnung, noch eine Apothekertaxe. In einem Vertrage zwischen der Bürgerschaft und dem Rath der Stadt Riga vom 23. Januar 1585 heißt es, „die Apotheker sollen bei ihren alten Freiheiten bleiben und keine neuen Auflagen erhalten. Dafür sollen sie dankbar sein und die Gemeinde nicht übersezen“. Daraus ist zu schließen, daß um jene Zeit in Riga mehr als eine Apotheke vorhanden war, ferner, daß weder Apothekenverordnung, noch =Taxe bestand. Diese beiden Dinge bestanden aber um jene Zeit auch in Deutschland nirgends, sondern wurden erst in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts und in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zuerst in Augsburg und Nürnberg eingerichtet. In Riga aber bestanden, so lange man zurückdenken konnte, 2 Apotheken, wie aus Streitschriften zu ersehen ist, die zwischen Gewürzkrämern und Apothekern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Riga gewechselt wurden. Von diesen beiden Apotheken in Riga hieß die eine die große Apotheke und war im Besitz der Familie Mertini, die andere hieß die kleine, deshalb weil sie aus drei kleinen neben einander liegenden Häusern bestand, und war Anno 1614 im Besitz des Lambert Goldenstädt, nach dessen Ableben Daniel Müller die Wittwe heirathete und mit ihr den Besitz der Apotheke erhielt. Aus dem Jahre 1652 haben wir aber die Nachricht, daß damals drei Apotheken in Riga existirten. — In Riga wurde die erste Apotheker-Verordnung und =Taxe vom Rathe erlassen Anno 1600 oder 1610, und zwar nicht im Druck, sondern in Handschrift, und ein solches Exemplar habe ich in Händen gehabt, leider nur die Apotheker-Verordnung, nicht aber die Handschrift der Taxe. Die Apotheker-Verordnung und =Taxe sollten vorhanden sein in jeder der beiden Apotheken und auf dem Rathhause. Die Taxe wurde aber geändert, wie es

der wechselnde Preis mancher Arzneikörper verlangte. Erst Anno 1685 erschien in Riga die erste gedruckte Apotheker-Verordnung und =Taxe. Was daher Michael Brauer Anno 1649 in seinen Manuscripten giebt, ist das in der Revision vorgefundene Material, die Arzneiformeln, die er im Catalogus angehängt hat, sind ein Unicum und gelten nur für Riga.

Jetzt wollen wir zu den einzelnen Krankheiten übergehen und zusehen, was die Aerzte aus ihrem Arzneischatz den Kranken gegen ihre Leiden bieten konnten, wir schöpfen dabei, wie gesagt, unsere Kunde aus einer rigaschen Sammlung berühmter Arzneiformeln gegen die häufigsten Krankheiten, gesammelt vor 300 Jahren.

Dasjenige, was den Kranken am meisten belästigt, der Schmerz, den wünscht er auch am ehesten zu beseitigen oder wenigstens zu mäßigen, und dafür hatte der Katalog eine Formel in Bereitschaft, sie bestand in einer Mischung von Opium, Safran, Ambra, dem Edelstein Hyacinth, Corallen und einigen Nebendingen, und war gut in Delirien, in der Manie, bei Herzensangst, restaurirte die Kräfte, ist wirksam in hitzigen Hirnaffectionen und ein Schlafmittel. Zugleich sollten die Schläfen eingerieben werden mit Bilsen- und anderen Oelen, denen Opium zugefügt war. Hiermit war Genüge gethan dem Ausspruch des Aristoteles in seiner Nikomachäischen Ethik: „Der Vernünftige strebt nach Schmerzlosigkeit, nicht nach Genuß.“ Auffallend ist überhaupt der häufige Gebrauch von Moschus, Castoreum, Ambra und besonders von Safran, während Opium sehr selten gebraucht wird, und Mercur in allen inneren Recepten nicht ein Mal vorkommt, obgleich Calomel (*Mercurius dulcis*), Sublimat und rother Präcipitat bekannt waren und auch in dem Verzeichniß der Anno 1649 vorhandenen Mittel angeführt sind. Im Allgemeinen liebt man es, wo es nur angeht, Zimmt, Nelken, Cardamom, Muskatnuß und =Blüthe anzubringen. — Das kalte Fieber, wie bekannt, tritt oft epidemisch auf, bisweilen verlaufen die Anfälle leicht und weichen schnell den Mitteln, zu anderen Zeiten ist die Krankheit sehr hartnäckig. Im alten Riga vor 300 Jahren muß das Wechselfieber oft und stark gehaust haben, denn alle Bedingungen zu einem solchen Auftreten waren vorhanden. Die Straßen der Stadt, zum großen Theil ungepflastert, entbehrten wohl vollständig einer jeden Vereinigung, es fehlte ein Abfluß des unreinen Wassers, dagegen wurden Abfälle und Unreinlichkeiten aller Art auf die Straße hinausgeworfen. Es wurde Alles in die Düna geschüttet und gegossen. Sieht doch die erste rigasche Apotheken-Ordnung vom Jahre 1600 oder 1610 sub § 48 den ausdrücklichen Befehl, Alles, was in den Apotheken untüchtig und verlegen ist, in ein sonderbares Gefäß zu werfen und „so oft man abtritt, in den Dünaström zu stürzen“. Eine etwas räthselhafte Andeutung, die aber ahnen läßt, was

Alles in das Dünowasser hineinging, das nachher wieder getrunken wurde. Die Stadtgräben morastig und gefüllt mit stehendem, stinkendem Wasser, die Umgebung sumpfig, niedrig, wasserreich, enthielt alle Bedingungen für das Auftreten schlimmer Fieber. Auch finden wir im Catalogus ein Pulver gegen das Fieber, das beiläufig bemerkt, von einer selten einfachen Composition ist, es besteht aus Calmus, Enzianwurzel, Ingwer und langem Pfeffer, zu gleichen Theilen. Außerdem hatte Hovellius ein Pflaster componirt gegen das kalte Fieber, das vermuthlich auf Leber- und Milzgegend gelegt wurde, und das bestand aus Schießpulver, Kochsalz, Spinnweben, Muskatnuß, Olibanum, Wermuthkraut, Büschelkraut, Nesseln und Rauten, mit dickem Terpentin zu einem Pflaster geformt. Chinarinde war Anno 1649 in Riga unbekannt, selbst Anno 1685 kostete eine Drachme (Quint) Chinarinde, ob pulverisirt oder zerhackt, wird nicht gesagt, 6 Mark, die Mark rigaisch zu 9 Kopfen wäre das ein Preis von 54 Kop. für die Drachme, während jetzt (1885) eine Drachme (Quint) der besten Chinarinde pulverisirt 13 Kop. und zerhackt 10 Kop., und von einer geringeren Gattung die Drachme pulverisirt 8 Kop. und zerhackt 6 Kop. zu stehen kommt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wechselfieber in Riga arg gehaust haben. Da unter solchen Umständen Leberleiden und Gelbsucht nicht selten eintraten, so gab es auch dafür im Katalog ein Mittel, das neben Curcuma, Regenwürmern, Rappern besonders Rhabarber enthielt. — Um 1670 lebten in Kurland nur 2 Aerzte, in Mitau der herzogliche Leibarzt Harber und in Goldingen der Doctor Schlepewellius; dieser behandelte die kalten Fieber mit Brechmitteln und Salmiak, wie der Doctor Rosinus Ventilius aus Baden-Durlach erzählt, der um jene Zeit drei Jahre lang in Kurland lebte, theils als Arzt, theils als Lehrer.

Anno 1698 erschien in Frankfurt am Main ein Buch von Christian Franz Paullini unter dem Titel Flagellum salutis, das ist: Kurieuse Erzählung, wie mit Schlägen allerhand schwere Krankheiten oft, bald und wohl curirt werden. Hier steht nun S. 135: Von Tertianfiebern. Die kurländischen Bauern haben dreierlei Fiebereuren. Erstlich durch ein unverhoftes Schrecken, zweitens durch Baden oder Badesüßen, welche sich von ihnen gehalten werden und gemeinlich an Bächen und Strömen gebaut sind. Wenn sie nun das Fieber haben, gehen sie in die Badstuben und schwitzen, was sie können, laufen alsdann in vollem Dampf heraus, und zwar Sommerszeit in den nächsten Bach oder Fluß, vorein sie sich bis an den Hals niedersetzen. Im Winter aber wälzen sie sich ganz nackt im Schnee herum, springen wieder in die heißen Badstuben und von dannen wieder heraus, wiederum hinein und abermals heraus. Und weil denn alle guten Dinge dießfalls bei ihnen drei sein müssen, werden sie auch gemeinlich

aller Fieberplage quitt. Drittens durch Schläge, zumalen einige Herren ihre Knechte, so das Fieber haben, bis aufs Blut abprügeln, daß sie die schwere Ohnmacht darüber kriegen. So aber vergeht ihnen die Krankheit, daß sie weder zu Doctoren oder Barbierern, noch anders wohin laufen dürfen. Conf. addenda ad obser. 93. Dec. II. Eph. Cur. ann. III. Siehe Dec. II. ann. VI. S. 570. Ventilius erzählt die ganze Geschichte als eigene Erfahrung, und setzt noch hinzu: *Ut non solum in re venerea verum et febrili constitutione sit flagrorum insignis usus.* — Die Gentianawurzel (Enzian) galt nicht nur vor 300 Jahren in Riga als Specificum gegen Wechselfieber, sondern auch der französische Arzt Chifletius gab Anno 1653 ein Buch heraus unter dem Titel: *Pulvis febrifugus orbis Americani*, in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht: „Wir können China entbehren, haben andere Mittel, die eben so gut gegen Wechselfieber sind, namentlich *Gentiana-Extract*, eine Drachme in Suppe, drei Stunden vor dem Anfalle zu nehmen, zuweilen entsteht darnach Brechen oder Durchfall, jedoch mit Erleichterung. Chifletius hat sich selbst im Jahre 1615 von einer Tertiania befreit, indem er eine Drachme *succus Gentiana* in Wein eine Stunde vor dem Anfalle einnahm. — Gegen die Pest, die nicht unbekannt war, hatte Bavarus ein Pulver angegeben, das zugleich gegen alle Gifte und gegen die Folgen der schlechten Luft als Schweißmittel heilbringend sein sollte und das complicirt, neben vielen bitteren Dingen und armenischem Bolus, die Knochen des Hirschherzens, echte Perlen und 5 Edelsteine, und dann noch 3 Blättchen von echtem Gold und eben so viele von echtem Silber enthielt. — Es gab noch 2 andere Pulver zu demselben Zwecke, fast eben so zusammengesetzt, nur daß viel mehr echtes Gold in Blättchen zugesügt wurde, neben echten Perlen, Edelsteinen, Hirschherzen und Einhorn. Das war noch nicht genug, die Pest muß den Rigensern viel Angst verursacht haben. Noch ein Mittel gab es gegen dieselbe, noch mehr zusammengesetzt, mit demselben kostbaren Inhalt (Perlen, Hyazinth, Topas, Smaragd, Saphir, Gold) und mit Hinzufügung von Campher, Moschus und Ambra. Dafür war es aber auch ein Cordiale ersten Ranges und regte vorzüglich alle Lebensgeister an. Außerdem gab es noch eine *Aqua Theriacalis Bezoardica*, die von der vielfältigsten Composition und Präparation nicht nur eine vorzügliche Wirkung verhieß, sondern das ausgezeichnetste Präservativ sein sollte gegen Pest und alle Gifte. Man kann sich wundern, daß nach allen solchen Veranstaltungen und Verheißungen noch überhaupt Jemand an der Pest erkranken, geschweige denn sterben konnte. Der Preis dieser Mittel ist leider nicht genannt, sie müssen aber etwas ganz Bedeutendes gekostet haben.

Gegen Husten, Heiserkeit, Krankheiten der Luftröhre und Pleuritis

gab es mehrere Mittel in verschiedener Form, die alle aus sehr unschuldigen Kräutern, Süßholz, süßen Mandeln, *G. arabic.* und *Tragacanth* mit Zucker in verschiedenen Gestalten gebracht wurden. Zu einigen dieser Mittel kamen Fuchslungen, Triswurzel, Süßholz. Außerlich gab es zu gleicher Zeit mehrere Salben, zusammengesetzt aus verschiedenen Oelen und den Fetten vom Dachs, der Gans, dem Hasen 2c. — Gegen Blutspeien wurde ein Sirup gebraucht, der vorzüglich enthielt Rosen, Sandelholz, Sumach; dasselbe Mittel diente aber auch gegen allen Durchfall. Für Ruhr aber war ein sehr complicirter Sirup in Anwendung, dessen wirksamste Bestandtheile *Tormentilla*, *Potentilla*, *Pimpinella*, *Millefolium*, *Rhabarber*, *Camillen* 2c. nebst Muskatnuß, Nelken gewesen sein werden. Wenigstens war kein Opium in dem Mittel, wie überhaupt der Gebrauch desselben ein außerordentlich sparsamer ist. — Kleine Kinder, wenn sie an Leibschmerz und Luftaufreibung litten, konnten zwei Arten Pulver erhalten, ein gelbes und ein schwarzes Kinderpulver, deren vorzügliche Bestandtheile waren *Paeonien-Wurzel*, Süßholz und Safran, Anis, Fenchel, Veichenwurzel. — Gebärende hatten ein Pulver zu nehmen aus *Borax*, Zimmt und Safran, und in der äußersten Noth ein anderes aus *Myrrhen*, *Castoreum*, *Storax*, *Sabina*, Zimmt, mit Rheinwein warm zu trinken, dasselbe Mittel konnte auch in den Leiden des Wochenbettes gereicht werden. Mutterkorn war natürlich einem jeden Landmann bekannt, man kannte aber nicht seine spezifische Wirkung auf die weiblichen Genitalien. An Gonorrhöe Leidende muß es viele gegeben haben, sonst hätte man nicht in den Apotheken ein für sie passendes Pulver bereit gehalten. Kranke dieser Art gingen vielleicht lieber sogleich in die Apotheke, als zum Arzt, da es wohl bekannt sein mußte, daß man die passende Arznei sogleich in der Apotheke erhalten könne. Uebel derselben Gattung, aber schlimmerer Art finden im Katalog kein Mittel, vermuthlich wiesen die Apotheker Patienten solcher Art sogleich an den Arzt. Das Pulver *contra Gonorrhöam*, wider den Schlier besteht aus *Nux Moschata* 1 Quint, *Preßsteinen* 1 Quint, *Nux vomica*, *Aristolochia-Wurzel*, *Sabinablättern*, von jedem 1 Loth, weißes Bernsteinpulver 2 Quent. gemischt.

Der oben genannte Doctor Rosinus Lentilius erzählt, daß zu seiner Zeit die Lues in Kurland ganz unbekannt war, nur einige Personen, die im Auslande gewesen waren, brachten die Krankheit in die Heimath. Wie sehr das besagte Leiden aber in anderen Ländern verbreitet war, erhellt aus der Nachricht, welche Albert Dürer im Jahre 1506 aus Venedig an die Seinigen schickte. „Jedermann,“ schreibt er, „leidet an den Franzosen, der ansteckenden Lustseuche, ich weiß nicht, was ich jetzt mehr fürchtete, viele Leute fressen sie ganz auf, daß sie daran sterben.“ (Johannes Zenssen,

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. 6. Band. 1888. S. 59.)

Laxantia gab es sehr viele und in allen Formen, der Hauptinhalt derselben bestand in Senna, Aloe, Rhubarber, Turpeth, Diagridium, Jalappen-Wurzel, Epula, Scammonium. Brechmittel sind aber gar nicht genannt. Ipecacuanha und Tartarus emeticus waren unbekannt, also mußten weißer Vitriol oder blauer Vitriol gegeben werden, die beide vorhanden waren. Die Cur gegen Sicht begann gewöhnlich mit einem Laxans, dann hatte man eine Aqua Arthritica, die in sehr umständlicher Bereitung besonders Pyrethrum, Aristolochia, Juniperus und Terpentin enthielt. Doctor Schröter hatte ein Emplastrum Arthriticum gefunden, das vorzüglich aus Tacamahaca, Bärenfett und Fuchsol bestand. Wurmmittel müssen oft gefragt sein, aber vom Bandwurm ist nicht die Rede, man erhielt ein Pulvis ad lumbricos, bestehend aus Zitwerfaat, Reinfarren, Wermuth, Enula, Diptam, Münze, Senna, Myrrha, Aloe für Kinder und Erwachsene, und es wird auch wirklich gut gewesen sein.

Epileptische muß es nicht selten gegeben haben, denn die Apotheke enthielt mehrere Mittel für diese Unglücklichen, da gab es eine Aqua Epileptica aus 28 verschiedenen Pflanzen, mit Wein bereitet, die Wirksamkeit müssen wir zuschreiben der Paeonie, der Convallaria majalis (Lilienconvallien) und der Eichenmispel. Paeonienwurzel wird noch jetzt gegen Fallsucht gegeben und nicht selten mit Nuzen, Convallaria aber ist und war ein altes russisches Volksmittel gegen die Krankheit; die Medicin hatte das Mittel lange vergessen, jetzt ist es als eines der besten Specifica für das Herz bekannt. Es gab eine Aqua hirundinum gegen die Epilepsie, bereitet mit Wein und Essig und denselben wirksamen Substanzen, Paeonie, Convallaria; es kamen aber noch dazu Castoreum und 40 Schwalben. Auch ein Pflaster diente demselben Zweck, es bestand vorzüglich aus Schwalbennestern, dasselbe Pflaster that auch viel, Verhärtungen und Scirrhi zu erweichen. — Wo man sich Gonorrhöam holt, da erhält man auch leicht Pediculos und auch Morpions, und das muß in Riga vor 300 Jahren häufig der Fall gewesen sein, und man hat ein Mittel gegen diese Beschwerden in der Apotheke verlangt, und die Apotheke hatte auch den Casum ins Auge gefaßt und hielt eine Salbe vorrätzig, die in der That Alles enthielt, was auch noch jetzt gegen dasselbe Leiden gegeben wird, wenn nicht etwa der weiße Praecipitat Allem vorzuziehen ist. Die vorrätzige Salbe bestand aus Mercur vivus, Staphys agria, weißer Nieswurzel, ungelöschtem Kalk, Salpeter, mit Lorbeeröl und Fett zu einer Salbe angefertigt. — Brustleidende, Phtisiker, an Abmagerung, Schwäche und heftigem Fieber Leidende kamen natürlich damals eben so häufig vor wie

jetzt, da gab es vorrätzig in den Apotheken ein *Pulvis Haly contra Tabem*, bestehend aus Mohn, Gurken, Melonen, Kürbissaat, *G. arabic.* und *Tragac.*, süßen Mandeln, Beilchen und Süßholzwurzel mit einigen Kräutern und Fuchslungen, dann mit Zucker zu einem Pulver gemacht. Außerdem hatte Doctor Hovellius angegeben ein Wasser aus Kalbslungen, das aus 26 Theilen Brustkräutern und Samen, Rosinen, Feigen, armenischem Bolus und Gerstenabkochung und Kalbslungen destillirt wurde und speciell für Lungenfranke bestimmt war. Für Strangurie und Harnbeschwerden gab es ein ganz gutes Pulver, das Petersilien, Wacholder, einige Gewürze und Muscatnuß enthielt; Blasen- und Nierensteine und Harngries müssen häufig vorgekommen sein, denn es bestand dagegen ein Pulver, das vorzüglich Krebssteine, Eierschalen, Bernstein, Myrrhen zc. enthielt. Auch hatte Hovellius noch ein Wasser gegen den Stein angegeben, das aus vielen Kräutern, Samen, Wurzeln destillirt wurde. Es ist auffallend, daß Salpeter, Salmiak, Pottasche, ferner die Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, die damals *Spiritus sulfuris, salis et nitri* hießen, innerlich nicht benutzt werden.

Für äußere Schäden war an Salben und Pflastern kein Mangel, man liebte es, Fette vieler Thiere, recht viele Oele, *Nihilum album*, *Tutia*, Bleiglätte und Harze anzubringen, aber auch Grünspan kam vor, z. B. im *Unguentum Apostolorum*, das vorzüglich gegen alle schlechten, unreinen Geschwüre, Fisteln von vielem Nutzen war. Eine Salbe aus *Rubia tinctorum*, *Mecannamurzel* mit Bibergeil, ungesalzener Butter gekocht, war vorzüglich gegen Fall, Stoß und Blutaustritt, und hieß *Butyrum rubrum potabile*. Gegen entzündete Augen finden wir eine sehr gute Salbe, die besonders *Tutia*, *Nihilum album* und Bleiglätte enthielt, ein paar Digestivsalben aus dickem Terpentin, Mastix und anderen Harzen mit Eigelb werden sehr wirksam gewesen sein. Eine erhitzte Haut fand eine gute Salbe aus Bolus, fettem Rosenöl und einigen frischen Kräuterfästen. Gegen Verbrennungen hatte man eine Salbe aus Wachs, Terpentin, Bleiweiß, Bleiglätte, *Minium*, einigen Fetten, Oelen und Bolus alba. — Für die kranken Hufen der Pferde hatte man eine sehr gute Salbe aus dickem Terpentin, Harz, Talg, Del und Wachs. Für das Vieh überhaupt, wenn es mit schlimmen Symptomen befiel, war eine *Theriaca communis* bereitet, aus verschiedenen bitteren und aromatischen Substanzen und Honig, ein Mittel, das bisweilen auch für Menschen paßte. Ähnlich dem *Unguentum Apostolorum* war das *Unguentum Aegyptiacum*, das sehr einfach aus Grünspan, Essig und Honig bestand, alle schlechten Geschwüre reinigt, das wilde Fleisch abbeizt, aber heftig schmerzt.

Man hatte schon vor 300 Jahren eine wohlriechende Seife, die freilich

den jetzigen Ausprüchen wenig genügen würde; sie bestand aus venetianischer Seife, zu welcher Sandelholz, süße Mandeln, Bleiweiß, Campher, etwas Citronen-, Nelken- und Majoranöl zugemischt wurden; ob sich jetzt für eine solche Seife Käufer finden würden? Auch Rauchlichte oder Rauchkerzchen wurden verkauft, bereitet aus wohlriechenden Harzen, Wacholderbeeren, Blumen von Rosen, Lavendel, Majoran, Nelken mit Lindenkohle und dickem Terpentin und Tragacanth zu Rauchkerzen geformt. Und noch ein Mittel für den Wohlgeruch, zum Räuchern, oder auch in Säckchen (noduli) zu bewahren; es bestand aus Labdanum Benzoe, Storax, Muskatblüthe, Nelken, Zimmt, flüssigem Storax, Moschus und hieß Massa Pomambrac.

Das Zahnpulver wurde angefertigt aus Kochsalz, Marmor, Bimstein, weißen Korallen, Mastix, Citronenschalen, Veilchenwurzel, gebranntem Hirschhorn und Moschus und muß in der That ganz gut gewesen sein, wenn es nur hübsch fein pulverisirt war. Man erhielt auch in den Apotheken ein Tintenpulver, Pulvis Encausti, aus Galläpfeln 4 Pfd., grünem Vitriol 2 Pfd., G. arabic. $\frac{1}{2}$ Pfd. und 8 Loth, grob gepulvert, das man dann selbst mit Wasser vermischen konnte. Es ist die alte bekannte Vorschrift, wenn aber Michael Braverus seine eigene Handschrift mit der aus diesem Pulver bereiteten Tinte geschrieben hat, so ist sie wirklich sehr gut, oder aufrichtiger, besser als die jetzigen mit aller Feinheit der Chemie bereiteten Tinten. — So haben wir denn den Bewohner der Stadt Riga vor 300 Jahren parfümirt und mit schönen weißen Zähnen. Sollte das Angesicht nicht ganz rein und Finnen auf demselben zu sehen sein, so leistet die Apotheke sogleich Hilfe, indem sie ein Wasser anbietet, bereitet aus Schwefelblumen, Bleiweiß, Wasser aus Rosen und aus Froschlach. Für das holde Antlitz der Jungfrauen aber ist noch ein Cosmeticum reservirt aus weißem Cremor tartari, Campher, Traganth, Rosenwasser, Bohnenblüthen und Salomonsiegelkraut. Und sollten die Augen erhitzt sein, so ist zu empfehlen ein Wasser aus Wasser von Rosen, Kornblumen, Fenchel mit Tutia und einem Minimum Campher und dem weißen Sief (Sief, arabisch, bedeutet ein Pulver, das in die Augen geblasen wird, hier vermuthlich Zincum sulfuricum). Oder beliebt man lieber eine Salbe, so bietet sich auch diese dar aus Ingwer, Nelken, Kochsalz, Rosenhonig. Und damit die wohlgesetzte Rede aus angenehmem Munde komme, so nimmt man, wenn hier etwas fehlen sollte, Trochisci Moschardini, bestehend aus Veilchenwurzel, Stärkemehl, Moschus, Zucker, mit Traganth zu Plätzchen geformt, in der Apotheke brutal benannt Trochisci pro foetore oris et colli. Etwas Aehnliches, wie die jetzt beliebten Smoking Pastils for Ladies. Und ehe der elegante Herr oder das Fräulein die Wohnung verläßt, läßt sie sich auf Haar und Kleider damascenisches Wasser sprengen, bereitet aus Veilchenwurzel,

Citronenschalen, Rosen- und Lavendelblüthen, Storax und Nelken, im Marienbade mit Rosenwasser zugerichtet. Dasselbe Wasser pflegen auch die Barbieren ihren Kunden auf Haupt und Kleider zu spritzen. — Und da es noch Etwas giebt, *to dream of, not to tell*, wozu aber die Medicin *Morsulos Consortantes* bereitet hat, so sind diese auch vorrätzig zu haben und sind vermuthlich viel begehrt worden, sonst hielte man sie nicht vorrätzig, und bestehen aus *Scincus marinus*, *rad. satyrion*, *Borax*, aus dem *Priapus Cervi*, Zwiebel-, Pastinak-, Nesselsaat, *Canthariden*, aus langem, schwarzen und weißen Pfeffer, mit Zucker zu Morsellen gemacht, unter der Firma *Datur Impotentibus ad rem veneream, ad vires suggerendas in animalibus*.

Es muß auffallen, daß in keiner einzigen Salbe Schwefel enthalten ist, so daß es eine Schwefelsalbe, eine Krätzsalbe nicht gab; sollen wir daraus schließen, daß die Krätze damals in Riga ganz unbekannt oder selten anzutreffen war? Aber auch kein einziges Mittel zum inneren Gebrauch enthält Schwefel. — Der Tabak muß vor 300 Jahren doch häufiger in Riga als Schnupfpulver im Gebrauch gewesen sein, als man erwarten sollte, denn es findet sich in der rigaschen Sammlung bewährter Recepte ein Pulver unter dem Namen „Schnaub-Tabak“, das zusammengesetzt wurde aus Majoran, *Betonica*, Rosmarin, Lilienconvallienkraut, etwas Cubeben, Cardamom, Zimmt, Anis, weißer Nießwurz und Tabak in bedeutend überwiegender Menge; vermuthlich ist hier das frische getrocknete Tabakskraut gemeint. Eine andere Formel unter der Bezeichnung „Gemein Schnaub-Tabak“ lautet: *Tobacae 6 Pfd., Anisi 1 Pfd., Ellebori albi 4 Loth*, gemischt im Pulver.

Noch finden wir in der Receptsammlung eine Mischung grob gehackter Pflanzentheile, unter der sonderbaren Aufschrift *Pro sulphuratis*, zusammengesetzt aus Blumen von Rosen, Kornblumen, *Calendula*, Zimmt, Nelken, Muskatblüthe, florentinischer Veilchenwurzel, Muskatnuß, Galgant, Anis, Fenchel, Coriander, *Olibanum*, Lorbeeren. Erst die hinzugefügte Gebrauchsanweisung besagt, wozu diese Species bestimmt waren. Die Anweisung lautet *ad rectificandum vinum Oenopolis usitata*, die Mischung diene also zur Rectificirung der Weine, das soll wohl heißen, ihnen Farbe und lieblichen Geruch und Geschmack zu geben, denn das Schwefeln kann nicht gemeint sein, da kein Schwefel zur Mischung hinzugethan wird. — Die rigasche Receptsammlung hielt 27 verschiedene Pflaster vorrätzig, darunter eins, das auch Schwalbennester enthielt, ein *Emplastrum Griseum*, das aber nicht *Mercur vivus* in sich aufnahm, sondern durch Galmei die Farbe erhielt; dieses wie das Melilothenspflaster und die verschiedensten Harze half auch viel bei Verhärtungen der Leber, Milz und des Magens u. Andere

Pflaster waren vorhanden gegen Verletzungen verschiedener Art, schlechte, nicht heilen wollende Wunden und enthielten viele Harze mit Tutia, Galmei, Eisenoxyd (*Crocus Martis*) und frisch gepresste Pflanzenläste. Anderen ähnlichen wurden noch hinzugefügt Campher, Regenwürmer, weißer Vitriol; Leistenbrüche, Magenleiden, Knochenbrüche wurden mit sehr complicirten, fast alles Mögliche enthaltenden Pflastern behandelt. Das Bleipflaster wurde damals schon fast ebenso bereitet, wie es jetzt geschieht. Das *Emplastrum divinum* ist auch jetzt noch in den Apotheken und enthielt auch damals Grünspan neben vielen Harzen. Es wurde ein rothes Wachs vorräthig gehalten, durch Zinnober und Minium gefärbt, ein grünes Wachs erhielt die Farbe durch Grünspan, ein Firniß wurde bereitet aus Bernstein, Silberglätte, weißem Vitriol, *G. arabic.*, Minium mit Leinöl gefocht. — Im Allgemeinen fällt es auf, daß alle Formeln dieses rigaschen Arzneischatzes, mit sehr wenigen Ausnahmen, eine ganz außerordentliche Fülle der allerverschiedensten Dinge enthalten. Es sind in großer Masse eine Menge Pflanzen benutzt, die jetzt für ganz wirkungslos gelten. Die Apotheker haben eine Menge Zeit und Arbeit vergeudet, um die umständliche Darstellungsweise, die bisweilen 10 Tage in Anspruch nahm, genau auszuführen. Besonders wurden sehr viel Zucker, Honig und Weine verbraucht zu vielen Sirupen, Morselfen, Confectionen, Conserven, Trochisken, die jetzt schon längst nicht mehr im Gebrauch sind. Im Ganzen macht die Receptsammlung den Eindruck, daß die Arbeit in der Apotheke viel anstrengender war als jetzt, und daß eine colossale Quantität von Vegetabilien, Gewürzen, Wein, Weingeist, Honig und Zucker zu Schleckereien vergeudet wurde. In diesem Getümmel unberechenbarer Vielgemische erscheint wie ein weißer Rabe jene *Mixtura simplex*, von der oben schon die Rede war, und die von Hovelius so gern verordnet wird als *sudoriscrum*, und in *suspectis venenosis qualitibus*, *cor confestantibus*, wir würden sagen, bei Blutvergiftung. Diese *Mixtura* trägt ihren Namen mit Recht, denn sie besteht aus brenzlicher Weinstein säure, Schwefel säure und camphorischem Theriakwasser. Eben so musterhaft sind die *Pilulae leniter purgantes*, bestehend aus *Aloe rosata gran j*, *Resina Scammonii gran iij*, *Thus Mastix*, *Myrrha ana gran j*, geformt zu 23 Pillen und kosten 2 Mark, was, wie wir berechnet haben, 18 Kop. sein würde; jetzt, nach der letzten Taxe berechnet, würden sie zu stehen kommen 48 Kopelen.

Thee, Kaffee und Cacao waren in den rigaschen Apotheken Anno 1649 noch nicht zu haben, wohl aber werden diese drei Genußmittel in dem ersten gedruckten Verzeichniß vom Jahre 1685 angegeben mit Beifügung des Preises. Ueberhaupt fehlten vor 300 Jahren im Arzneischatz Mittel, die jetzt täglich im Gebrauch sind, z. B. *Aconit*, *Belladonna*, *Conium*

Colebicum, Digitalis, Stramonium. Vorhanden aber waren Arnica, Hyoseyamus, Pulsatilla und Squilla, die übrigens den alten Römern schon bekannt war, spricht doch Apulejus, Arzt und Romanschriftsteller, vom Meerzwiebel essig. Der weiße Praecipitat war in die Apotheke Rigas eingeführt als Mercurius Cosmeticus. Bleizucker und Goldschwefel waren vorhanden, scheinen aber nicht in den Fällen gebraucht worden zu sein, in denen sie in jetziger Zeit allgemein angewendet werden. — Im Allgemeinen müssen wir unser Urtheil dahin abgeben, daß viele gute Mittel, die vor 300 Jahren bereits in den Apotheken Rigas sich befanden, in den bewährten Arzneiformeln Rigas nicht anzutreffen sind, obgleich sie wohl dahin gehören müßten, und daß Aerzte der jetzigen Zeit, die mit den vor 300 Jahren bekannten Mitteln jetzt zu operiren gezwungen wären, sich in vielen Fällen in arger Verlegenheit befinden würden. Was sollten sie wohl anfangen mit dem Menschenfett und dem Menschengehirn, mit dem calcinirten Menschengehirn und mit der Menschenhaut. Gegen welche Leiden könnten sie die vielen präparirten Edelsteine benutzen, oder die echten Perlen, die vor 300 Jahren in den rigaschen Apotheken als Arzneimittel vorrätzig gehalten wurden. Das getrocknete Blut, die Felle, die aufbewahrten Abfälle und die präparirten einzelnen Theile mehrerer Thiere würden von der jetzigen ärztlichen Generation nicht anzuwenden sein. — Vor drei Jahrhunderten war aber in den Apotheken Rigas Etwas zu haben, was jetzt für keinen Preis in irgend einer Apotheke zu erlangen sein wird. Wir meinen die Amulette, Amuleta, gegen Behexungen und Zaubereien. Hexen und Zauberer hatten damals eine große Macht, und die ängstlichen Gemüther suchten sich vor dem schädlichen Einfluß dieser Unholde zu schützen, und sie fanden die Mittel hierzu in den Amuletten, die gewöhnlich an einem Bande auf der Brust getragen wurden. Zu welchem Preise damals diese Schutzmittel gegen alle Fährlichkeiten in den Apotheken Rigas verkauft wurden, ist leider nicht zu ermitteln. — Es bleibt auffallend, daß unter den vielen Recepten, die früher gegen die am häufigsten vorkommenden Uebel in den Apotheken Rigas vorrätzig gehalten wurden, nicht eines sich befindet, welches gegen die Lepra Hilfe schaffen soll, ja der Name dieser Krankheit kommt gar nicht vor. Sie mag wohl damals in Riga und dessen Umgebung gar nicht oder so selten erschienen sein, daß sie sich der Beobachtung ganz entzog, oder sie galt für ein Leiden, welches, jeder ärztlichen Hilfe unzugänglich, in den vorrätzigen Arzneiformeln auch keine Linderung finden konnte. — Daß aber Lepra und Elephantiasis nicht unheilbar sind, darüber ist Dr. Kopp in seinen Denkwürdigkeiten 1839, 5 Bände, zu berathen, welcher erzählt, daß die Neger auf den Westindischen Inseln sich von Lepra und Stropheln durch den reichlichen Gebrauch des malagafarbigen Leberthranes curiren. Kopp selbst aber heilte (5. Band,

Seite 394) einen jungen an Elephantiasis leidenden Mann durch Jod, Jodkali, Mercur und Schierling. Woraus zu ersehen, daß bei Lepra und Elephantiasis nicht ein jeder Versuch der Heilung aufzugeben ist. — Vor 300 Jahren wird das Sterblichkeitsverhältniß in Riga vermuthlich dasselbe gewesen sein, wie es im 17. Jahrhundert in London und Paris war, wo 42 Sterbefälle auf 1000 Einwohner kamen. Im 18. Jahrhundert betrug dieses Verhältniß in jenen beiden Städten 35 Tödt auf 1000 Einwohner. Doch ist in Betreff der Stadt Riga ein Umstand zu berücksichtigen, der jetzt als eine bedeutende Ursache der vermehrten Morbidität und Mortalität angesehen wird. Wir meinen hier den Branntwein, der vor 300 Jahren in Riga gar nicht oder nur in sehr geringem Maße verbraucht worden zu sein scheint. Der Branntwein wurde im Jahre 1581 zuerst von den Engländern ihren in Holland kämpfenden Truppen in täglichen Rationen verabfolgt, sonst scheint er nur in den Apotheken vorrätzig gewesen zu sein. Der Aeltermann der Krämercompagnie in Riga ermahnt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in einer an die Jungen dieser Compagnie gehaltenen Ansprache dieselben, nicht unzüchtige Häuser, Weinkeller und Bierstuben zu besuchen. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wird eine ganz gleichlautende Ansprache an die Lehrlinge der Compagnie gehalten, vom Branntwein ist aber hierbei nicht die Rede, und doch hätte gerade vor ihm, als dem schädlichsten Getränk, am meisten gewarnt werden müssen. Um dieselbe Zeit und auch schon viel früher wird in Deutschland über das unmäßige Branntweintrinken geklagt. In einem Gedicht aus dem Jahre 1493 wird Klage erhoben über das durch Branntweintrinken angerichtete Weh. Die jungen reichen Kaufleute in den großen Städten tranken „gepraunten Wein“ oder „gepranten Wayn“. Murner in seiner Narrenbeschwörung (196) tadelt, die an dem Sonntag den gepraunten Wein feil haben. Auch Luther klagte, daß sogar kleine Kinder starke Weine trinken, ja sogar destillirten oder gepraunten Wein, den man nüchtern trinkt. Luther erhob Klage, daß die Trunkenheit überall verbreitet sei, auch in den besten, höchsten Familien, daß die jungen Leute aus den feinsten Häusern vorzeitig Gesundheit, Leib und Leben verderben. Anno 1580 ertönten Klagen aus der Kurpfalz, das Volk sitze Tag und Nacht in den Branntweinhäusern, es herrsche im Allgemeinen eine unerhörte Zuchtlosigkeit und Verwilderung. — Und da nun schließlich die Aerzte auch vor 300 Jahren vom Ertrag ihrer Praxis leben sollten, so wäre es sehr wünschenswerth, zu wissen, welches ein Honorar sie gesetzlich für ihre Bemühungen beanspruchen konnten. Darüber fehlen leider die Angaben. Die erste rigasche Apothekerordnung aus dem Jahre 1600 und nur in Handschrift vorhanden, enthält in ihren 65 Paragraphen nicht eine einzige Andeutung über die Bezahlung der Aerzte. Der Rath in Nürnberg hatte

schon Anno 1592 festgesetzt, daß der Arzt für den ersten Besuch einen Florin zu erhalten habe, für eine folgende Visite $\frac{1}{4}$ Florin. In anderen Städten Deutschlands erfolgten ähnliche Bestimmungen. Die rigasche Apotheker-Ordnung vom Jahre 1685 und die vom Jahre 1740 bestimmen nur, daß die Aerzte zu den privilegirten Creditoren zu rechnen sind. In der Anno 1688 in Stockholm erlassenen Taxe für die Aerzte, schon Anno 1663 einmal erlassen und 1680 confirmirt, wird als Taxe für den ersten ärztlichen Besuch festgesetzt 1 Reichsthaler, die folgenden Visiten sind mit einem Carolin zu bezahlen. In dieser schwedischen Taxe befindet sich die neue Bestimmung, daß ein Besuch des Arztes von 10 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens mit 2 Carolin zu bezahlen sei. Dies mag hier angeführt sein, weil in der jetzt zu erwartenden russischen Taxe für die Aerzte eine ähnliche Bestimmung stattfinden soll.

D r. J. L e m b k e.





Die Ungekannten.

Aus dem Französischen der Alice de Chambrier, übersetzt von F. v. D.

Man spricht von ihnen nicht, doch sind's die größten Helden,
Die schweigend ihren Zweck und ihre Pflicht erfüllt;
Von denen uns kein Lied und keine Bücher melden,
Die sagenlos vergehn, in dunkle Nacht gehüllt.

Sie wissen nichts von Furcht, sind unentwegt im Kriege,
Die Fahne halten sie auch sterbend hoch empor;
Man kennt nicht ihre Zahl, doch leuchten ihre Siege
Hell wie ein Edelstein, der sich im Staub verlor.

Ihr Streiter wunderbar, ihr Kämpfer still bescheiden,
Wie groß ist euer Sinn! — Doch wißt ihr's selber nicht.
Der Menschheit opfert ihr, und opfert eure Freuden,
Ja, euer Leben hin — der ernstestn Herrin Pflicht.

Man singt des Künstlers Ruhm, singt wilde Schreckensthaten,
Preist den Eroberer, der blut'ge Schlachten führt,
Doch höher preiß' ich euch, demüthige Soldaten,
Die nie der Strahl des Ruhms, noch je die Kunst berührt.

Es sollte euer Grab auch einen Tempel tragen,
Der euch unsterblich macht und in die Zeiten schaut,
Wie einst die Stadt Athen in ihren schönsten Tagen
„Dem unbekanntn Gott“ den Denkartar gebaut.





M i s c e l l e n .

Zum neuen Jahre.

Beim Anbruch eines neuen Jahres pflegt ein Schwarm wunderlicher Gäste die civilisirte Welt zu überfluthen. Einem Wolkenbruche nicht unähnlich, regnet es auf uns herab — über Gerechte und Ungerechte — in Form von beschriebenen, bedruckten, beprägten Billets und Visitenkarten; ja, um das Maaß bis zur Neige zu füllen, hat die Neuzeit gar die zärtlichsten Wünsche, die aufrichtigsten Beteuerungen, die intimsten Aeußerungen der Zuneigung fix und fertig unter Blumen- und Amoretten schmuck als Massenartikel auf den Markt geworfen, und eine hastige, selbstvergeffene Menge greift gierig danach und erfüllt geschäftig ihre gesellschaftliche Neujahrspflicht — als hätte jeder Unterschied zwischen uns Menschen aufgehört und als hätte die Individualität schon längst ihre Rechte verloren. In der That ist man nicht individuell mehr, wenn man solcher Thorheit Geschmack abgewinnt. Fühlt man sich doch fast in seiner Menschenwürde verletzt, wenn man gezwungen ist, gleichzeitig mit den Glückwünschen seiner lieben Freunde die Phrasen seiner Kleider- oder Colonialwaarenlieferanten entgegenzunehmen, welche gleichfalls, bald „hochachtungsvoll“, bald „ergebenst“, auf Anzeigen und Preis-couranten „Glück“ wünschend vor uns erscheinen.

An diesem ernstern, aber für die meisten Menschen nichtigen Zeitpunkt ist es Sitte, daß auch die Zeitungen und Zeitschriften ihren Lesern ein artiges Wörtlein sagen — oder ihnen wenigstens „Glück“ wünschen.

Die Redaction der „Valt. Monatschrift“ ist weit entfernt, dergleichen Concessionen zu machen. Sie gehört weder zu den „hochachtungsvollen“ Gratulanten, noch vermag sie — dieses haben unsere einleitenden Worte bereits angedeutet — sich mit einem Standpunkte zu befreunden, welcher

etwas Erstrebenswerthes, so zu sagen, in einer Verstaatlichung der Individualität, des Menschen eigensten, unveräußerlichsten Rechtes, erblickt. Um einen simplen Allerwelts = Glückwunsch wird es unseren Lesern um so weniger zu thun sein, als sie, gleich uns, keine Hazardspieler sind, welche einen Vortheil oder einen Zustand der Befriedigung mühelos wie in der Lotterie als gebratene Taube erhoffen und ersehnen. Mehr wird ihnen, wie uns, das Erworbene und Gewordene gefallen. Eben weil wir uns in dieser Hinsicht mit unseren Lesern eins wissen, stehen wir davon ab, Ihnen „Glück“ zu wünschen, nehmen aber den Ernst des Momentes gern zum Anlaß, einen anderen Wunsch auszusprechen; vervielfältigt erscheint er zwar, doch ist er drum nicht demokratisch, wie die Neujahrskarte, schon deshalb nicht, weil er nur an unsere wenigen Freunde, nicht aber an die Adresse des vielköpfigen Ungeheuers gerichtet ist, welches uns weder versteht, noch verstehen will.

Was wir wünschen, ist bald gesagt.

Eine der wichtigsten Fragen, die an jeden denkenden Menschen herantreten, sobald das Stadium jugendlicher Illusion hinter ihm liegt, ist die, welche Stellung er einzunehmen hat gegenüber dieser Welt voll räthselhafter Gegensätze, voll Zwiespalt. Wie verhalten wir uns gegenüber dem naturnothwendigen Mischzustande von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Arm und Reich &c.? Wie entrinnen wir den Gefahren des Egoismus, wie der Gefahr, uns durch das Elend, das allerwärts uns umgiebt, niederdrücken oder verbittern zu lassen? Wir halten Umschau nach einem Trostmittel, greifen nach diesem und jenem, aber weder der Genuß, noch die Askese, weder die Wissenschaft, noch die Kunst vermag uns dauernd Befriedigung zu gewähren. Bald in der Form des Leichtsinns, bald in derjenigen zehrenden Zweifels, düsterer Bernirschung, bald in der farblosen Gestalt des Indifferentismus begegnen uns die Früchte resultatlosen Suchens, des Suchens — in weiter Ferne, wo doch das Gesuchte unbemerkt die ganze Zeit über am Wege lag. . . . Verhältnißmäßig selten, aber bei uns zu Lande doch recht häufig, begegnen wir Menschen, vor welchen wir eine gewisse Ehrfurcht empfinden, ein Hauch von Ruhe und Harmonie weht uns an und treibt uns in ihre Nähe. Wir hören sie von herben Lebensschicksalen betroffen, und doch finden wir sie nicht verbittert, wir sehen sie Verleumdungen und Unbilben ausgesetzt, und doch eifern sie nicht in harten Worten. Seltsam milde muthet ihr Urtheil uns an, und doch können wir ihnen Entschiedenheit und Festigkeit im Handeln nicht absprechen, ja sie erscheinen uns gar kalt und empfindungslos gegenüber dem Ergehen Anderer, und doch spricht der freundliche Blick ihres Auges für das Gegentheil. Das sind harmonische Naturen, das sind Menschen, welche von dem Mittelmaß durch jene

Vornehmheit sich unterscheiden, wie solche allein auf dem Boden einer christlichen Weltanschauung zu erblühen vermag; es ist die Vornehmheit, welche „Alles ihr eigen nennt“, ohne weder hier noch dort mehr Gefahr zu laufen, von ihrer Souveränität einzubüßen, mit der sie herablickt auf irdischen Zwiespalt, Elend, Haß und Neid. Nicht jene gesellschaftliche Vornehmheit ist es, welche dem Bürgerlichen nicht die Hand reichen will, wähnend, sie vergebe sich dadurch etwas, auch jene scheinbare nicht, wie sie der Lieutenant und der blasirte Weltmann erkünsteln, sondern jene individuelle, wirkliche Vornehmheit ist es, die wir hier meinen, wie solche aus reinem, festem, liebevollem Herzen ersprießt, wenn dieses von dem einzigen Trost, den wir besitzen, willig sich leiten läßt.

Bald wird es feierlich herabklingen von den Kirchtürmen, und die Summe von Notheiten, Weltgeschichte genannt, wird um eine Anzahl Einheiten gewachsen sein. Den Vornehmen werden die 12 Schläge weder erschrecken, noch ihn veranlassen Luftschlösser zu bauen.

Daß solche Vornehmheit, welche nicht schmäh't, nicht verdächtigt, nicht verleumdet, sondern unerschütterlich festhaltend am Ideal und durch ihre Opferbereitschaft, Gelassenheit und Ruhe schließlich selbst den Minderwerthigen und den Meiding zwingt, vor ihr den Hut zu ziehen, daß solche Vornehmheit mit Gottes Hilfe uns Allen gelingen möge, durch festen Willen und Pflege unseres Familienlebens auf Kind und Kindeskind zu vererben — das ist unser Neujahrswunsch.

N. C.

Dr. Nikolai Bulow, 40 Jahre in Rußland.

Großfürst Iwan III. von Moskowien, der Befreier Rußlands von dem Tatarenjoch, der Einiger des Reichs, der Zerstörer der mächtigen Republik Nowgorod, der Erbe byzantinischer Formen in Kirche, Staats- und Gemeinwesen, beherrschte ein Land, das noch aus tausend Wunden seit Batuchans und Mamais wilden Heereszügen blutete, beherrschte ein Volk, dessen Charakter unter dem Tatarendruck schlimme Eigenschaften angenommen hatte und unter gewaltiger Despotie sich zu beugen gewohnt war. Vielseitige Verhältnisse zwangen diesen Mann, sich nach Westen umzuschauen, um Culturelemente seinem Lande zuzuführen. Jeder gebildete, talentvolle Abendländer wurde gern aufgenommen, ja oft gewaltsam in Moskau zurückgehalten, denn es war in jener Zeit leichter nach Rußland zu kommen, als es zu verlassen. Großfürst Wassili III., Iwans III. Sohn, folgte dem Beispiel des Vaters; auch er zog gern Fremde nach Rußland, insbesondere deutsche Aerzte. Er begehrte sogar vom Papste Julius II. Männer, die ihm behülflich sein sollten, den in Unordnung gerathenen russischen Kalender

einer gründlichen Umarbeitung und den Gottesdienst und die Kirchenordnung einer Reinigung von Irrthümern zu unterziehen. Unsere im revalschen Stadtarchiv befindliche Urkunde, die sich auf diesen Vorgang bezieht, führt hier, meines Erachtens, den einzigen Fall in der Geschichte Rußlands an, daß sich ein russischer Herrscher an den Papst wendet, um in der griechisch-russischen Kirche eine neue Ordnung einzuführen und Irrthümer zu beseitigen. Wassili III. schickte in der erwähnten Veranlassung im J. 1508 eine Gesandtschaft nach Rom. Julius II. ging aber auf sein Verlangen nicht ein, sondern forderte vorerst von dem Zaren und von jedem seiner Unterthanen, alt und jung, einen Lasten, d. i. Rauchwerk, besonders das Fell der Schneewiesel.

Damals lebte am päpstlichen Hofe ein sehr gelehrter Mann aus Lübeck, Dr. Nikolai Bulow, der Verwandte gleichen Namens in Reval hatte. Ihm war eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden und er lag fleißig den Studien ob. Die Seinigen meinten, daß er wohl zu einem Bischofe oder einem weltlichen Großen bestimmt und zum Wohl und Nutzen seines Vaterlandes gediehen sei. Die russischen Gesandten in Rom wandten sich nun an den gelehrten Bulow, machten ihm große Versprechungen, wenn er mit ihnen nach Nowgorod wolle, um den Kalender zu berichtigen, da in der Zeitbestimmung des Osterfestes große Verwirrenheit herrschte. Auch sollte er die Kirchenordnung wieder ins rechte Geleise bringen und die Kirchenliturgie umgestalten. Die Gesandten ertheilten dem Bulow einen besiegelten Brief, worin ihm im Namen des Großfürsten 10,000 Thaler zugesagt wurden, wenn er sein Werk zu Ende gebracht haben sollte. Auch wollten sie ihn auf ihre Kosten nach und aus Rußland führen, und wollten mit dem vom Großfürsten zu ertheilenden sicheren, christlichen Geleite sowohl ihn als seine Begleiter zurück nach Rom schicken. Auf diese annehmbaren Versprechungen hin zog Bulow mit den Gesandten nach Nowgorod, gefolgt von einem Buchdrucker nebst Gesellen. Das ihm in Rom bewilligte jährliche Einkommen von 1500 Thl. war ihm auf Lebenszeit vom Papste zugesichert worden.

Als Bulow in Nowgorod nach dem Willen des Zaren Kalender und Kirchenordnung zurecht gebracht, gab man ihm das Versprochene durch die zarischen Commissare, denen er alsdann den in Rom besiegelten Brief auf ihr Verlangen zurückgab, und fertigte ihn wieder nach Rom zurück. Bis zur Grenze begleiteten ihn ehrenvoll Bojaren und verabschiedeten sich alsdann. Aber man hatte an der Grenze andere Bojaren bestellt, welche Bulow mit den Seinen wieder nach Moskau zum Großfürsten förderten. Hier zwang man ihn zu bleiben. Als Dolmetscher aus dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen, als Astronom und Leibmedicus des Großfürsten nahm er sodann 40 Jahre lang eine geachtete Stellung ein.

Nikolai Bulow ist zweifellos der in russischen Schriften häufig erwähnte Nikolai Gijew, was wohl Lübecker bedeuten soll. Als er im Herbst 1533 von Moskau abwesend war und der Großfürst Wassili ernstlich erkrankte, berief man ihn zur Hilfe nach Moskau. Nach Karamsin sprach der Großfürst zu Gijew: „Freund und Bruder, du bist freiwillig aus deinem Lande zu mir gekommen und hast gesehen, wie ich dich geliebt und belohnt habe; kannst du mich wieder herstellen?“ Gijew antwortete: „Herr, da ich deine Gnade und Huld gegen rechtschaffene Ausländer hörte, verließ ich Vater und Mutter, um dir zu dienen. Deine Wohlthaten vermag ich nicht zu zählen. Allein, Herr, einen Todten kann ich nicht erwecken, ich bin kein Gott.“ Und an demselben Tage, den 3. December 1533, starb der Großfürst.

Nikolai Bulows Bruder, der revalsche Bürger Heinrich Bulow, hatte sich in große Unkosten durch die vielen von Herrschern gesandten Briefe gesetzt, um seinen Bruder zu befreien. Seine Kinder schlagen die Summe auf 7000 Thaler an. Es schrieben zu seinen Gunsten der Kaiser Maximilian, der König von Dänemark, der Papst, die 72 Hansastädte, die Ordensmeister Wolter von Plettenberg und Heinrich von Galen. Doch völlig vergebens waren dieser Potentaten Vermittelungen. Sie blieben alle vom Zaren unberücksichtigt. Der König von Dänemark hat sogar zwei Mal Gesandte nach Moskau geschickt. Das erste Mal seinen königlichen Rath Magister David, und das zweite Mal den Mag. Bartholomäus Werner. Nichts desto weniger zwang man Bulow, bis an sein Lebensende in Rußland zu bleiben. Es lebten später noch viele Russen, die von seinen Diensten und von dem durch ihn ihrem Lande gebrachten Nutzen zu erzählen wußten.

Im Jahre 1548 starb Nikolai Bulow in Moskau, ohne sich verheirathet zu haben, damit, wie seine revalschen Erben vermutheten, sein reicher Nachlaß ihnen zu gute käme. Seine Verwandten in Reval, so Heinrich Bulows Schwiegerjohn, schickten den Schwager Jakob Stenwoyel mit Briefen des Herrmeisters und des revalschen Rathes nach Moskau, der binnen Jahr und Tag nach dem kaiserlichen Rechte den Nachlaß heben sollte, den der Großfürst in seinen Schatz genommen hatte, nämlich Geld, Kleinode, Kleider, überhaupt Alles, was Bulow besaß. Der Großfürst gab ausweichende Antworten und erklärte zuletzt, daß Stenwoyel sich aus dem Lande packen sollte, denn der Verstorbene hätte kein Testament hinterlassen und somit nicht bestimmt, daß sein Nachlaß an die Verwandten fallen solle. Das Capital muß aber ein bedeutendes gewesen sein. Dr. Bulow hatte in den 40 Jahren vom Papste 60,000 Thaler und vom Großfürsten für seine ersten Dienste 10,000 Thaler erhalten, ohne die Kleinode, Kleider und Privatverdienste während seines 40jährigen Aufenthalts in Rußland. Heinrich

Bulow hat zur Erlangung des Nachlasses später noch 3000 Thaler verausgabt, im Ganzen also 10,000 Thaler.

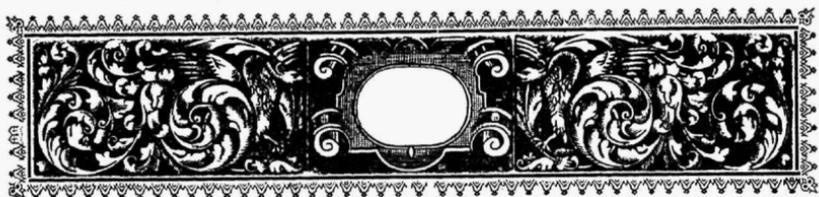
Im Jahre 1553 begab sich Jacob Stenwyck abermals nach Moskau, blieb ein rundes Jahr daselbst, ohne ein Resultat zu erzielen. 1556 schickten Bulows Verwandte Stenwyck zum dritten Mal ab, wiederum mit Briefen vom Ordensmeister und vom revaler Rathe an den Großfürsten Iwan den Grausen. Er erlangte auch dies Mal nichts.

Zwölf Briefe dieses Stenwyck aus Rußland befinden sich im revalischen Stadtarchiv und sind der russischen Beziehungen wegen recht interessant. So verlangt z. B. Stenwyck Ersatz für die großen Verluste der deutschen Kaufleute in Nowgorod, als im Jahre 1541 bei einer Feuerbrunst der Pöbel den deutschen Kaufhof und die Kirche ausgeplündert und verbrannt hatte.

Im Gegensatz zu diesen Forderungen begehrte indessen der Großfürst Iwan IV. vom Stift Dorpat den seit undenklichen Zeiten nicht gezahlten Honigzins, einen Tribut, der von den Bauern um Neuhausen herum in uralter Zeit in Honig entrichtet wurde, jedoch längst in Vergessenheit gerathen war. Die Folge war der schreckliche Krieg, der 27 Jahre hindurch das baltische Land verwüstete, viele Städte vernichtete, Tausende der Bewohner Livlands in Gefangenschaft brachte und Tausende im eigenen Lande elend umkommen ließ.

Gott hard v. Hansen.





Livländische Correspondenz.

Seit einer Reihe von Jahren hat die „Baltische Monatschrift“ ihren Lesern nicht mehr, wie früher, Mittheilungen über die Thätigkeit der baltischen Selbstverwaltungsorgane gebracht. Indem wir nun, einem Wunsche der Redaction entsprechend, im Folgenden ein gedrängtes Referat über einige Beschlüsse der im Jahre 1891 abgehaltenen livländischen Adelsconvente geben wollen, glauben wir zur Vermeidung von Mißdeutungen eine Bemerkung vorausschicken zu müssen.

Bekanntlich ist während der letzten 6 Jahre seitens der Staatsregierung eine überaus große Anzahl von Gesetzen und Verordnungen erlassen worden, welche das gesammte öffentliche Leben der baltischen Provinzen in Bezug auf Kirche, Schule, Justiz und Verwaltung von Grund aus umzuformen bezweckte. Wir müssen es uns füglich versagen, unsere Leser über den derzeitigen Stand aller hieraus entspringenden Fragen zu instruiren. Vielmehr beschränken wir uns im Ganzen eben nur auf einen Bericht über einige Beschlüsse der drei letzten livländischen Adelsconvente. Auf allgemeine Gesichtspunkte, sowie auf frühere Verhandlungen werden wir nur dort zurückgreifen, wo es zum Verständniß unbedingt erforderlich erscheint und wir nicht den Gegenstand als aus den gelegentlichen Mittheilungen der Tagesblätter bekannt voraussetzen dürfen.

Im Jahre 1891 sind, nachdem während der vorhergehenden vier Jahre je ein Landtag hatte einberufen werden müssen, drei livländische Adelsconvente abgehalten worden, unter denen der erste, vom 22. Januar bis zum 7. Februar tagende, den aus praktischen Motiven hinausgeschobenen Herbstconvent des Jahres 1890 vertrat, während der Mai-, sowie der Octoberconvent d. J. als die regelmäßig im Frühjahr und Herbst eines jeden Jahres stattfindenden „ordinären“ Convente anzusehen sind.

Unter sämmtlichen Gegenständen, über welche wir zu berichten haben werden, gebührt wohl die erste Stelle der vom Octoberlandtag des Jahres 1889 beschlossenen Reform der Landesprästanden. Zum Verständniß dieser außerordentlich bedeutungsvollen Frage können wir nicht umhin, auf die betreffenden Verhandlungen aus den vier letzten Jahren zu recurriren. Zu Beginn des Jahres 1888 war, wie den Lesern der „Baltischen Monatschrift“ erinnerlich sein dürfte, vom Finanzministerium der stellvertretende Dirigirende des Kadomischen Cameralhofs (gegenwärtig Gouverneur von Plogk), Herr Janowitsch, nach Livland delegirt worden, um das gesammte Prästandenwesen behufs radicaler Reorganisation desselben kennen zu lernen. Janowitsch weilte in Riga bis zum August 1888, worauf er, einer Weisung des Finanzministeriums folgend, nach St. Petersburg abreiste, ohne sein Gutachten betreffs der von der Staatsregierung geplanten Reformen abgegeben zu haben. Im April des Jahres 1889 wurden dem livländischen Landmarschall fertig ausgearbeitete Projecte für die Aufhebung der in den baltischen Provinzen bestehenden ritterschaftlichen Verfassungen, sowie für eine Reorganisation des Prästandenwesens, unter völliger Beseitigung der Selbstverwaltung, zugesandt. Es ist hier nicht der Ort, diese Gesetzesprojecte, welche noch gegenwärtig in der Residenz den Gegenstand von Berathungen bilden, des Näheren zu beleuchten. Die Vertreter der baltischen Ritterschaften haben Gelegenheit erhalten, an maßgebender Stelle ihre Ansichten über dieselben zu verlautbaren. Unabhängig von diesen Regierungsprojecten hat nun der außerordentliche Landtag vom October d. J. 1889 den Beschluß gefaßt, zur Leistung der Geldlandesprästanden, welche seither blos auf dem Bauerlande lasteten, auch das sogenannte „steuerfreie“ Hofesland der Rittergüter heranzuziehen. Die Natural- und Postprästanden sollten unverändert bleiben. Eine selbstverständliche Folge dieses Beschlusses war die Uebertragung mehrerer, gemeinnützigen Zwecken dienender, jedoch bisher ausschließlich aus der Ritterkasse bestrittener, also blos das Hofesland belastender Ausgabeposten auf die Landeskasse. Nach einigen Verhandlungen, welche sich jedoch nicht sowohl auf die principielle Frage, als vielmehr nur auf Details bezogen, erhielt dieser Landtagsbeschluß die Sanction der Staatsregierung. Somit nimmt gegenwärtig das Hofesland der livländischen Rittergüter an sämmtlichen in baarem Gelde zu leistenden Steuern Theil. Die praktische Durchführung dieser Steuerreform war Ob-
liegenheit des Landrathscollégiums, welches in dieser Sache dem im März d. J. 1890 tagenden ordinären Landtage eine Reihe von Vorlagen unterbreitete. Auf dieselben im Einzelnen einzugehen, mangelt uns der Raum. Im Jahre 1891 hat die Erhebung der Landesprästanden vom Hofeslande

zum ersten Male stattgefunden, und ist damit diese Reform ins Leben getreten. In den Rahmen unseres Berichts gehört diese Angelegenheit im Grunde nur in so fern, als der Januarconvent d. J. den Beschluß gefaßt hat, die vom Landrathscollegium „in Vorschlag gebrachte Art der Repartition und Einhebung der Landesprästande zu acceptiren“. Doch meinten wir, diesen Gegenstand um so weniger übergehen zu sollen, als es sich hier um einen außerordentlich wichtigen Act handelt, welcher von der livländischen „Ritter- und Landschaft“ noch durchaus freiwillig inaugurirt werden konnte.

Eine Angelegenheit, welche zwar in der Hauptsache seitens der Staatsregierung, ohne jede Mitwirkung der ritterschaftlichen Organe, erledigt worden ist, welche indessen dem livländischen Adelsconvent zu einem Beschlusse Anlaß gegeben hat, bildet die gleichzeitig mit der Beseitigung des revalschen Consistoriums rechtskräftig gewordene Aufhebung des öfelschen und des rigaschen Consistoriums, deren Bezirke nummehr der Verwaltung des livländischen Provinzialconsistoriums unterstellt worden sind. Der Adelsconvent mußte diese Sache aus dem Grunde in Verhandlung nehmen, weil die nummehr in hohem Maße vermehrte Geschäftslast des livländischen Consistoriums von den seitherigen Arbeitskräften nicht bewältigt werden konnte und daher die Bewilligung erhöhter Mittel aus der Ritterkasse behufs Anstellung eines zahlreicheren Kanzleipersonals nothwendig wurde. In dieser Stelle meinen wir auch an die aus den Tagesblättern bekannten, am 25. Februar, bezw. 4. März Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachten erinnern zu sollen, deren ersteres das ritterschaftliche Recht zur Wahl der örtlichen Consistorialpräsidenten durch eine auf ministeriellen Vorschlag erfolgende Allerhöchste Ernennung ersetzt, während das zweite Gesetz die lebenslängliche Amtsdauer der weltlichen Consistorialassessoren in eine dreijährige umwandelt. Der Maiconvent, welchem die Vollziehung der Neuwahlen oblag, hat die seitherigen weltlichen Beisitzer des Consistoriums zu diesen Aemtern wiedergewählt, doch sind bisher weder diese, noch die als „zweite Candidaten“ vorgestellten Persönlichkeiten seitens der Staatsregierung bestätigt worden. Zu erwähnen wäre hierbei, daß als geistliche Assessoren des livländischen Consistoriums nicht die „ersten“, sondern gerade die „zweiten Candidaten“ im Herbst d. J. die ministerielle Bestätigung erhalten haben.

Eine sowohl für die Rittergutsbesitzer als auch besonders für den Bauernstand wichtige Frage, welche einen Gegenstand von Verhandlungen für sämmtliche Adelsconvente des soeben ablaufenden Jahres abgab, betraf die Erhebung der Stempelsteuer von den mit Personen bäuerlichen Standes abgeschlossenen Kauf- und Pachtcontracten. Solche Verträge genießen auf Grund der livländischen Bauerverordnung vom Jahre 1860 das Recht der

Steuerfreiheit und unterliegen nicht den Bestimmungen des im Jahre 1874 erlassenen Stempelsteuergesetzes, wie solches bereits im Jahre 1876 vom Dirigirenden Senat in diesem Sinne entschieden worden ist. In Folge der im Jahre 1889 in Kraft getretenen Justizreorganisation ist jedoch diese Angelegenheit aufs Neue zur Verhandlung gekommen, wozu namentlich der wenig präcise Text des einschlägigen Gesetzes Anlaß gab. Die neuen Gerichtsbehörden schlugen ein gegen früher verändertes und sogar ungleichmäßiges Verfahren ein. Die livländische Commission für Bauersachen, an welche diese Sache vom Landrathscollégium gebracht und im Sinne der resp. Conventsbeschlüsse vertreten wurde, sprach sich zunächst dahin aus, daß Pachtcontracte in allen Fällen, wo mindestens einer der Contrahenten dem Bauerstande angehört, mit Bauern abgeschlossene Kaufcontracte, falls dieselben Gehorchsland betreffen, gleichfalls unbedingt, solche Contracte jedoch, welche sich auf Hofesländereien beziehen, nur dann von der Entrichtung der Stempelsteuer zu befreien seien, wenn das Areal des Kaufobjects die Größe von 20 Dessätinen nicht erreicht. Das rigasche Bezirksgericht wollte von sämmtlichen das Hofesland betreffenden Verträgen, sowohl Pacht- als Kaufcontracten, die Stempelsteuer erhoben wissen. Diese Stellungnahme des Bezirksgerichts gab die Veranlassung dafür, daß diese Angelegenheit auf Initiative der Commission für Bauersachen durch Vermittelung des Justizministers, sowie des Ministers des Inneren der Entscheidung des Dirigirenden Senats anheimgegeben wurde. Der Senat hat nun unter Aufhebung des vom Bezirksgericht gefällten Urtheils für Recht erkannt, daß in Livland die Befreiung von der Stempelsteuer auch auf Hofesländereien auszudehnen sei, wenn bezüglich derselben mit Personen bäuerlichen Standes Pacht- oder Kaufverträge geschlossen werden. Nachdem diese Frage somit im Wesentlichen ihre Erledigung gefunden, hat doch der im betreffenden Senatsukas gebrauchte Ausdruck „angesiedelte Bauern“ weitere Erörterungen zur Folge gehabt, welche noch nicht zum Abschluß gediehen sind.

Zeitraubende Verhandlungen innerhalb des Adelsconvents, namentlich aber sehr mühevolle Arbeiten seitens der ständigen ritterschaftlichen Vertretung hat der Bau und die im Juli d. J. 1889 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn von Riga nach Pleskau mit dem von Wall nach Dorpat führenden Zweige nothwendig gemacht. Für sechs von den acht ehemaligen Ordnungsgerichts- und gegenwärtigen Polizeibezirken sind hierdurch die Verkehrsverhältnisse durchaus andere geworden. Nur den pernau-fellinschen Kreis hat dieses lange ersehnte und als vollendete Thatsache freudig begrüßte Ereigniß wenig berührt. Für den größten Theil von Livland war eine völlige Umwandlung der bisherigen Verkehrsmittel, sowohl der Wege, als auch der

bekanntlich von der Ritterschaft verwalteten Pferdpoststationen unvermeidlich. Nachdem das Project für das neue „Postirungsnetz“, mit welchem auch eine complicirte Neuvertheilung der gesammten Postprästande in engstem Zusammenhange stand, bereits i. J. 1889 fertiggestellt und im Herbst des genannten Jahres ins Leben getreten war, haben später, und zwar auch noch im Jahre 1891, Neugründungen einiger Poststationen stattgefunden. Die durch die Aufhebung zahlreicher Stationen ihrer Bestimmung entzogenen Baulichkeiten sind, soweit sie Eigenthum der Ritterschaft waren, veräußert worden.

Eine weit größere Arbeit erforderte die gleichfalls durch den Eisenbahnbau bedingte veränderte Classificirung und Contingentirung der bestehenden, sowie die Einordnung der neuerbauten Wege, welche letzteren namentlich als directe Verbindungen zu den Eisenbahnstationen in nicht geringer Zahl entstanden waren. Die bezüglichlichen Arbeiten und Verhandlungen haben ihren Abschluß bisher noch nicht erreicht, vielmehr bleibt namentlich die „Wardirung“ und „Contingentirung“ der Zukunft vorbehalten. Doch hat die Gouvernementsverwaltung die neuen Wegenetzprojecte im Allgemeinen bereits bestätigt, sowie, einem Beschlusse des Adelsconvents Folge gebend, durch ein Patent für die Ausführung der Wegebauarbeiten eine Präklusivfrist festgesetzt und bezüglich der vorerwähnten „Wardirungs“= und „Contingentirungsarbeiten“ Anordnung getroffen. Dann aber mußten diese Arbeiten unerwarteter Weise zunächst beanstandet werden, weil die neuen Wegenetzprojecte einer Prüfung durch das Kriegsministerium unterzogen werden sollen. Hinzuzufügen haben wir noch, daß eine Chaussirung sämmtlicher direct zu den Eisenbahnstationen führenden Wege von der Staatsregierung in Vorschlag gebracht und vom Adelsconvent im Princip acceptirt worden ist. Auch hierüber steht die definitive Entscheidung noch aus. Endlich ist es erwähnenswerth, daß die Remonte der in den städtischen Patrimonialgebieten belegenen Wege nach wie vor Obliegenheit der betreffenden Städte bleiben soll.

Unter den von der Ritterschaft für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke dargebrachten Unterstützungen müssen wir vor Allem an die zur Bekämpfung der Lepra bestimmten erinnern. Nach den Beschlüssen des letzten, im März 1890 abgehaltenen Landtages sollte für den estnischen Theil Livlands die am Peipussee belegene ehemalige Poststation Nennal ein Leprosorium darbieten, während für den lettischen Theil ein zunächst nicht näher bezeichnetes Grundstück im Gebiete der Ritterschaftsgüter in Aussicht genommen wurde. Der Januarconvent hat, in Ergänzung des Landtagschlusses, ein an der Na belegenes, zum Gute Wiezemhof gehöriges Bauer-
göfnde für diesen Zweck bestimmt. Ferner hat der Adelsconvent eine Geld-

summe bewilligt, sowie an die Staatsregierung wiederholentlich das Ersuchen gerichtet, gesetzliche Anordnungen über die zwangsweise Internirung der Leprösen zu erlassen.

Ein gleichfalls im Interesse der Landbevölkerung gefaßter Beschluß, betreffend die Begründung eines Asyls für Schwachsinnige, Idioten und Epileptiker, konnte bisher zu keinem thatsächlichen Ergebniß führen, weil diese Angelegenheit die Phase von Vorberathungen innerhalb einer dazu erwählten ritterschaftlichen Commission noch nicht verlassen hat. Auch dem im Februar 1891 bestätigten Verein zur Gründung von Besserungsanstalten und Ackerbaucolonien für minderjährige Verbrecher hat der Convent eine Summe von 1000 Rbl. gespendet, welche zu gleichen Theilen aus der Ritter- und Landeskasse gezahlt werden sollen.

Im Anschlusse hieran müssen wir den Beschluß des letzten, im October abgehaltenen Adelsconvents anführen, durch welchen ein Jahresbeitrag von 500 Rbl. aus der Landeskasse für eine in Fellin zu errichtende Augenheilanstalt bewilligt wurde.

Schließlich gehört in diesen Abschnitt unserer Correspondenz eine Mittheilung über die zum Besten der von der Mißernte betroffenen inneren Gouvernements unternommenen Schritte. Auf eine diesbezügliche Bitte des livländischen Gouverneurs hat der residirende Landrath zunächst im Einvernehmen mit dem Generalsuperintendenten eine allgemeine von den Kirchenvorstehern und Predigern geleitete Collecte organisirt. Außerdem aber hat der Adelsconvent noch eine Summe von 15000 Rbl. aus ritterschaftlichen Mitteln zur Verfügung gestellt.

Als dem Gemeinwohle dienend dürfen wir endlich den auf die Verbesserung des Flachsbauwesens gerichteten Conventsbeschluß bezeichnen. Indem der Maiconvent sich der von dem betreffenden Antragsteller hervorgehobenen Meinung anschloß, daß zu einer Steigerung der landwirthschaftlichen Erträge für Livland in erster Reihe die Production höherer Flachsforten ins Auge zu fassen sei, beauftragte er die mit der Aufsicht über die Verwaltung der Ritterschaftsgüter betraute Ritterschaftsgütercommission, die entsprechenden Maßregeln zu ergreifen. Das Resultat war die Anwerbung eines in Deutschland ausgebildeten Flachsbauinstructors, der zunächst auf den Ritterschaftsgütern einen rationellen Flachsbau einführen sollte, jedoch auch den Besitzern von Privatgütern wiederholt zur Disposition gestellt wurde. In wie weit diese Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, kann nur die Zeit lehren. Noch müssen wir an dieser Stelle bemerken, daß der Maiconvent zu Prämien für die landwirthschaftlichen Ausstellungen in Werro und Fennern sowohl Geldmittel, als auch Medaillen herzugeben beschloß.

Für künstlerische, resp. wissenschaftliche Zwecke waren die für die Restauration des Kreuzganges an der rigaschen Domkirche, sowie für kunstgeschichtliche Arbeiten bewilligten Summen bestimmt.

Indem wir hiermit unsere Correspondenz schließen, geben wir uns der Hoffnung hin, wenn auch weder «multa» noch «multum», so doch immerhin „Manchem etwas“ gebracht zu haben.

R i g a , 17. December 1891.





B ü c h e r s t y a u .

40 Lieder von einem Deutschen. Dresden 1891.

Als sich die Nachricht verbreitete, von dem Verfasser des „Rembrandt als Erzieher“ würden nächstens Gedichte erscheinen, da konnte man dem Buche mit einiger Spannung entgegensehen. Wird der gedankenreiche, so ganz originelle Autor auch auf dem Gebiete der Poesie uns etwas Außerordentliches bieten, wird auch in der Dichtung sich seine Individualität voll und ganz entfalten? Wird er auch hier, an unvergängliches Altes anknüpfend, neue Wege wandeln und neue Ziele weisen? Solche und ähnliche Fragen sind gewiß Manchem gekommen und in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Auch wer keine dichterische Gabe außerordentlicher Art von „dem Deutschen“ erwartete, versprach sich doch originelle Gedanken in poetischer Form. Nun liegt die Gedichtsammlung vor uns. Sie ist äußerlich vorzüglich ausgestattet, der Druck splendid, das Papier vortrefflich, aber Niemand, der sie mit Interesse in die Hand genommen, wird sie ohne Enttäuschung aus der Hand legen. Zunächst hat der Verfasser seine poetischen Versuche sehr unzutreffend Lieder genannt; nur auf einige wenige von ihnen könnte diese Bezeichnung Anwendung finden, die meisten wird sich kein Mensch gefungen denken können. Betrachten wir nun das Gebotene einfach als Gedichte, indem wir von dem unrichtigen Titel absehen. Spricht sich in ihnen ein frisches, einfaches und natürliches Empfinden aus, sind sie der freie Erguß eines poetischen Gemüthes oder wenigstens einer aus dem Inneren der Seele emporquellenden dichterischen Stimmung? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: es ist Reflexionspoesie, was uns hier vom ersten bis zum letzten Gedichte entgegentritt. Es sind nicht erlebte oder angeschaute Situationen und Bilder, welchen diese Gedichte Ausdruck geben, sondern fast

immer nur vorgestellte und gedachte, die sich der Autor ausmalt. Nun kann ja eine sehr kräftige, lebensvolle Phantasie sich in ganz fremde Lebensverhältnisse und Sitten, in ganz anders geartete Gedankenkreise so völlig hineinversetzen, daß sie innerlich sie gleichsam mit erlebt; eine solche dichterische Kraft wird dann auch im Stande sein, das innerlich Geschaute in lebensvollen Bildern auszusprechen, wie das z. B. Freiligrath in hohem Grade vermocht hat. Die Gefahr des Gesuchten und verstandesmäßig Ausgeklügelten liegt hier aber um so näher, je weniger reich und schöpferisch die Phantasie des Dichtenden ist. Das findet nun leider auf die meisten Gedichte „des Deutschen“ volle Anwendung. Wenn er z. B. in dem „Morgensländisch“ überschriebenen sich nach Smyrna versetzt, in der „Phantasie“ die Herrlichkeiten Smyrnas preist, in dem „Opfer“ sich die Stimmung der am Opferaltar Stehenden vergegenwärtigt, so giebt er uns nur Producte der Reflexion, einer geistreichen meinethalben, aber doch immer nur einer künstlichen Anempfindung. Daher sind diese Gedichte auch matt und lassen kalt. Der Schwung der Phantasie fehlt unserem Autor eben durchaus, und wo er Bilder geben will, giebt er uns fast immer nur mehr oder weniger glücklich eingekleidete Gedanken. Seiner ganzen geistigen Natur entspricht viel mehr das Lehrhafte, als das eigentlich Poetische, und wo er seine Gedanken ohne vielen dichterischen Schmuck ausspricht, erscheint er am natürlichsten und eigenthümlichsten. Erstaunen muß man bei dem Verfasser des Rembrandt über die in diesen Gedichten dem Leser entgegentretende Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, ja nicht selten völlige Entgegengesetztheit der Anschauungen und Auffassungen. Heidnisches und Christliches, Idealistisches und Materialistisches, sinnlicher Lebensgenuß und melancholische Sehnsucht, alles dies kommt bunt durch einander in einzelnen Gedichten zum Ausdruck. Unmittelbar nach einigen Versen auf Christus folgt ein Hymnus auf Dionysos, an das Gedicht auf die reuige Magdalena schließt sich sehr bald das „Liebesabenteuer“, neben die Phantasie über die Freuden von Smyrna stellt sich sogleich der Chor der Verdammten im Fegefeuer, kurz, es ist, als ob wir in einem beständigen Wirbel hin und her gerissen würden. Aus diesen Gedichten könnte Niemand ersehen, welches denn eigentlich die Weltanschauung des Dichters ist, ob er Christ ist oder dem antiken Fatalismus huldigt, ob er zum Idealismus sich bekennt oder dem Materialismus anhängt, „dem Gott des Fleisches“ dient, wie er das in dem widerwärtigen Gedicht „Muskel“ ausdrückt. Wo bleibt bei diesem Chaos widersprechender Vorstellungen und Gedanken die Einheit der geistigen Persönlichkeit, jene geschlossene Individualität, die „der Deutsche“ im Rembrandt mit so feuriger Kraft der Ueberzeugung, in immer neuen Wendungen und mit rücksichtsloser Energie verkündigt und verherrlicht hat? In dieser Gedichtsammlung finden wir sie

wahrlich nicht, es müßte denn eine Individualität sein, die aus lauter Widersprüchen und Gegensätzen besteht; eine solche würde aber dem von ihm selbst in seinem Buche gezeichneten Bilde der wahren Persönlichkeit absolut nicht entsprechen. Eine abstoßende Eigenheit, die uns aus mehreren Gedichten dieser Sammlung entgegentritt dürfen wir leider nicht übergehen, es ist die unverhüllte Sinnlichkeit, welche in ihnen zum Ausdruck kommt. Wir wissen ja wohl, daß in der modernsten Literatur „die gesunde Sinnlichkeit“ gepriesen, die Gegner der Sinneslust verspottet und Situationen solcher Art mit ganz besonderer Vorliebe geschildert werden. Aber was bei den Vertretern des jüngsten Deutschlands etwas Gewöhnliches ist, daran sollte in den Gedichten des Mannes, der Rembrandt als Erzieher geschrieben hat, nichts erinnern. Leider aber finden sich hier einige Gedichte, die in bedenklicher Weise sich den cynischen Producten der Herren A. Holz, H. Conradi, J. Schlaf und Consorten nähern. „Es thut mir weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'.“ Hier zeigt sich das Ueble der durch die Verstandesreflexion vermittelten Anschauung am grellsten und abstoßendsten. Der Verfasser hat sich durch die Gedichte dieser Art selbst geschadet; sie verhindern es durchaus, diese Sammlung in die Hände der Jugend zu geben und entfernen sie aus der Nähe der Frauen. Damit aber ist ihre Verbreitung aufs Aeußerste eingeschränkt, denn wie viele Männer lesen heutzutage Gedichte, zumal lyrische?

Am erfreulichsten und zugleich am meisten wahres Gefühl offenbarend sind diejenigen Gedichte, in welchen sich ein warmer Sinn für Freundschaft und ein sehnsüchtiges Verlangen nach einem wahren Freunde ausspricht. Hier erinnert unser Dichter an Platen, der auf ihn in poetischer Beziehung überhaupt eingewirkt zu haben scheint. Auch Gedichte in antiken Maßen finden sich in der Sammlung, aber der Geist Hölderlins ruht nicht auf ihnen. Wir wundern uns auch, daß der Verfasser nicht strengere Selbstkritik geübt und so unbedeutende Gedichte, wie z. B. die Quelle, die Kofette, Vorbei und besonders der Spielmann, der fast nur aus mannigfachen Compositionen mit diesem Worte besteht, des Abdrucks für werth gehalten hat, denn sie sind nichts als Exercitien in poetischer Form. Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir endlich ein paar Gedichte hervorheben, die wirklich gelungen sind: „Im Grase“ und „Der Thautropfen“, denen man allenfalls „Der Edle“ und „Unkenruf“ hinzufügen kann; in den beiden letzten kommt des Verfassers Eigenart vielleicht am deutlichsten zum Ausdruck. Doch auf höheren dichterischen Werth können auch diese Gedichte keinen Anspruch machen, auch aus ihnen spricht nicht der hinreißende Ton einer bewegten Dichterseele.

Nicht wegen ihrer inneren Bedeutung, nur um ihres Verfassers willen haben wir uns eingehender mit dieser Gedichtsammlung beschäftigt; rührte sie von einem Anderen her, man würde sie unbeachtet vom Strome der

Literatur dahintragen und in ihm untergehen lassen. Trotz ihrer eleganten Ausstattung und des billigen Preises von einer Mark werden diese Gedichte sicherlich keine wiederholten Auflagen erleben. Der Versuch „des Deutschen“, als Dichter aufzutreten, muß als mißglückt angesehen werden, auf dem Felde der Poesie sind keine Vorbeeren für ihn zu finden. Diese 40 Lieder sind eine Verirrung eines auf anderem Gebiete bedeutenden und originellen Geistes. Gerade, weil wir das Buch „Rembrandt als Erzieher“ nach seiner Tendenz und seiner Gedankenfülle so hoch stellen, mag es im Einzelnen auch unseren Widerspruch oft genug herausfordern, gerade deswegen müssen wir über die dichterischen Versuche desselben Autors um so strenger urtheilen. Denn es ist ein Abweg, auf den sich seine begabte Natur hat verleiten lassen. Möchte doch dieser eigenartige bedeutende Geist weder durch die zahllosen Widersacher, die er gefunden, und den Hohn und die Verspottung, die sich über ihn ergossen haben, noch durch die blinde Vergötterung und die maßlosen Lobeserhebungen, die ihm andererseits geworden sind, innerlich afficiren und von seiner Bahn abziehen lassen. Der Verfasser des Rembrandt darf nichts Untergeordnetes und Geringfügiges in die Welt hinaus schicken, es ist seine Pflicht, nur dann wieder hervorzutreten, wenn er seinem Volke Neues zur Warnung und Mahnung zu sagen hat.

H. D.

Zur Besprechung sind der Redaction nachstehende Bücher zugegangen:
 J ä g e r, A d o l f, Die sociale Frage. Ein Schlüssel zur Prophetie des Neuen wie des Alten Testaments. 2 Bde. gr. 8. Neu-Kuppin, Petrenz 1891.

M i l l e r, W., und S t a c k e l b e r g, R e i n h. v o n, Fünf osetische Erzählungen in dizorischem Dialekt mit deutscher Uebersetzung von R. v. Stackelberg. Ausgabe der Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg 1891. 4° II. 88 Seiten. Preis 60 Kop.

S e r a p h i m, E r n s t u n d A u g u s t, Aus Rußlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder. Bd. I. Zwei Fürstengestalten des 17. Jahrhunderts. gr. 8. 248 Seiten. Mitau, C. Behre, 1892.

R ü c h l e r, C a r l, Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersezt und bearbeitet. kl. 8. 264 S. Bremen, Heinsius, 1892.

B e l l m a n n, C. M., Der Weingott des Nordens. Uebersetzt von P. J. Willagen. Mit dem Bildnisse und 6 Compositionen Bellmanns. kl. 8. 150 Seiten. Bremen, Heinsius, 1892.

M i c k w i t z, C h r., Gedichte. gr. 8. 343 S. Neval, Fr. Kluge, 1892.

S c h r ö d e r, L. v., Der Temppler und das Kind der Berge. Epiisches Gedicht. kl. 8. 60 Seiten. Mitau, C. Behre, 1892.

Herausgeber: R. W e i ß.

Für die Redaction verantwortlich:
 R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Ревель, 7-го Января 1892.

Гedruckt bei Lindfors' Erben ... Neval.

Aldershyde. Eine Geschichte aus der 1. Hälfte unseres Jahrhunderts. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von E. L. Eckert. 15 $\frac{1}{2}$ Bogen. 1892. 2.80 M., eleg. geb. 3.60 M.

Die Erzählung gehört zu den besten, die aus England zu uns gekommen; im Sinne eines gesunden praktischen Christentums geschrieben, verbindet sie mit gewandter Komposition fesselnde Darstellung und gewandte Sprache. Ein schönes Geschenk für Damen von bleibendem Wert!

Der Held von Ghazipur. Nach dem Englischen des Missionars H. Beer von J. Burg. Mit 25 meist Orig.-Illustr. 1.60 M., eleg. geb. 1.85 M.

Alle Missionsfreunde, Geistliche wie Laien, werden sich für diese höchst anziehend geschriebene Darstellung von dem Leben und Wirken G. W. Ziemanns, des Begründers der „Deutschen Mission in Ghazipur“ am Ganges lebhaft interessieren, der unter den Christen Vorderindiens rühmlichst bekannt ist als ein Held unter den Missionaren.

Renatus, J., Der Graf von Wertheim. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus der Reformationszeit. 31 Bogen. 1892. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Nur wenigen ist wie Renatus die Gabe verliehen, in edler und doch volkstümlicher Form so frisch und fesselnd zu erzählen, daß man sich nur schwer von seinen Büchern trennt. Auch diese neueste Erzählung ist in hervorragender Weise ausgezeichnet durch alle die Vorzüge, welche Renatus so schnell einen großen Freundeskreis gewinnen halfen.

Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des kl. Katechismus. Von A. S. Caspari. 15. mit Portrait u. Biographie des Verfassers von Prof. D. W. Caspari vermehrte Aufl. 27 Bogen. 1892. 1,60 M., eleg. geb. 2,10 M.

Oettingen, A. v., Goethes Faust. 1. und 2. Teil. Text und Erläuterung in Vorlesungen. 2 Teile. 6 M., eleg. geb. 7.80 M.

Die erläuternden Einleitungen sind so klar, lichtvoll, einheitlich, daß sie das Verständnis und die Liebe zur Dichtung fördern müssen. Was sie aber ganz besonders auszeichnet, das ist eine genaue Kenntnis des ganzen Goethe, wie sie selten zu finden. (St. Pet. Ztg.)

Frank, Geh. Rat, Prof. D. System der christl. Gewißheit. 2. verb. Aufl. 2 Bde. 16 M., eleg. geb. 19 M.

— — **System der christl. Wahrheit.** 2. verb. Aufl. 2 Bde. 16 M., eleg. geb. 19 M.

— — **System der christl. Sittlichkeit.** 2 Bde. 15 M., eleg. geb. 18 M.

— — **Dogmatische Studien.** 1892. 9 Bogen. 2 M.

Thomasius, Prof. D. G., Christi Person und Werk. Darstellung der ev.-luther. Dogmatik u. 3. Aufl., bearb. von Pf. Lic. Winter. 2 Bde. 18 M., eleg. geb. 21 M.

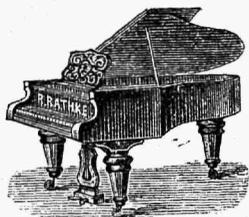
— — **Dogmengeschichte.** 2. Aufl. Herausgegeben u. gänzlich umgearbeitet von Prof. Bonwetsch u. Seeberg. 2 Bde. in 3 Teilen 22 M., eleg. geb. 26 M.

Die Vorzüge des Werkes sind nicht nur allseitig anerkannt (musterhafte Darstellung, ausgezeichnete Kenntnisse, lebendiges Verständnis für religiöse Probleme: Prof. Harnack), sondern es steht auch einzigartig da, denn, abgesehen von Harnacks Dogmengeschichte, tragen die übrigen einschlagenden Werke neuerer Zeit Kompendiencharakter.

Harnack, Prof. D. Th., Katechetik und Erklärung des kleinen Katechismus Luthers. 2 Bde. 8 M.

Neue kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geh. Rat Prof. D. Frank u. Oberkons.-Rat D. v. Buchrucker u. herg. v. Prof. G. Holzhauser. I. u. II. Jahrg. eleg. geb. à 11.50 M.

A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (G. Böhme)
Leipzig.



Die renommirte
Pianoforte-Fabrik,

gegründet 1868,



R. Rathke,

Dorpat — St. Petersburg,

Newskij 16, Ecke Gr. Morskaja,

empfiehlt

Flügel und Pianinos

eigenen Fabrikats nach amerikanischen und anderen Systemen, als: **Steinway, Bechstein** etc. etc., vom **Cabinet-Flügel** zu **500 Rbl.** (2 Arschin 9 Wersch.) bis zum **grössten Concertflügel** zu **1500 Rbl.** (3 Arschin 11 Wersch.). **Pianinos** von **400 Rbl.** (1 Arschin 13 Wersch.) bis **550 Rbl.** (2 Arschin 6¼ Wersch.) ab Fabrik Dorpat, für deren Dauerhaftigkeit garantirt wird. **Im eigenen Magazin in St. Petersburg,** Newskij 16, stehen zu mässigen Preisen zum Verkauf Instrumente eigenen Fabrikats und eine reiche Auswahl von Flügeln, Pianinos und Physharmoniums der bekanntesten ausländischen Fabriken, wie Zeitter & Winkelmann, Construction Steinway in New-York, Legato-System, Patent Kaiser, wie auch Bechstein, Blüthner, Rönisch, Westermayer, Schilling etc.

Anerkennende Urtheile:

von Nicolai Rubinstein, Sophie Menter, Alfred Grünfeld, Ludwig Pabst, Marie Benoit, Rudolph Niemann, Friedr. Brenner, Ernst Knorre etc. etc.

Vertretungen und Niederlagen:

in Moskau bei Gutheil, J. F. Müller, Hrubesch & Zimmermann, in Riga bei C. Loewicke, in Reval bei Alex. Elfenbein, in Kasan bei Künstler, in Kiew bei Kuhe, in Jekaterinoslaw bei Neumann, in Jekaterinenburg bei Ketterer, in Bostow a. D. bei Neumann.

Verkauf unter bequemen Bedingungen.

Auswärtige Bestellungen werden prompt und exact ausgeführt.

№ 892
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.
Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.



Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.